


The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII
725
C713





Die

neueste sprachforschung

und die erklärung

des

indogermanischen ablautes

von

Dr. Hermann Collitz.

Separatabzug aus dem elften bande der beiträge zur kunde der indogermanischen sprachen.



Göttingen,
Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag.
1886.



Die untersuchung des indogermanischen ablautes ist mit dem bekannten aufsatze Johannes Schmidts „Zwei arische *a*-laute und die palatalen" (K. Z. 25 s. 1—179) in ein neues stadium getreten. Namentlich ist den einseitigen anschauungen gegenüber, die von Brugmann, Osthoff und anderen mitgliedern der sogenannten junggrammatischen schule vertreten wurden, nach zwei richtungen hin durch Schmidt ein wesentlicher fortschritt erzielt.

Mit einigen beobachtungen, die sich alsbald als unzureichend, zum teil geradezu als unrichtig herausstellten, hatte Brugmann vergeblich die annahme Amelungs zu stützen gesucht, dass auch die arischen sprachen ursprünglich eine verschiedene, dem bunten vocalismus der europäischen sprachen analoge vocalfärbung besessen hätten. Schmidt hat mit hülfe der von ihm gefundenen erklärung der arischen palatale den beweis für jene hypothese geliefert [1]). Seitdem kann zu den sicheren resultaten

---

[1]) Ziemlich gleichzeitig habe auch ich an der geschichte der palatale die ursprünglichkeit des europäischen vocalismus darzulegen unternommen in diesen Beitr. III 177 ff. Ferner ist das palatalgesetz, wie Schmidt s. 63 angibt (vergleiche auch meine bemerkung im Anzeiger f. d. alt. V 336 f.) selbständig gefunden von V. Thomsen, K. Verner, F. de Saussure. Ich benutze diese gelegenheit, um von einer mitteilung gebrauch zu machen, die ich nach dem erscheinen meiner arbeit von herrn prof. Thomsen in Kopenhagen erhielt, demselben dessen namen ich eben erwähnte. Darnach hatte auch prof. E. Tegnér in Lund dieselbe erklärung gefunden und auch schon angefangen, eine abhandlung über den gegenstand drucken zu lassen. „Die entdeckung scheint gewissermassen in der luft gelegen zu haben" bemerkt prof. Thomsen mit recht. Ich nehme ferner gelegenheit, aus demselben briefe Thomsens die folgende stelle mitzuteilen, aus der hervorgeht, wie eingehend sich Th. mit unserem probleme beschäftigt hatte und die mich, besonders so lange nicht Schmidts arbeit erschienen war, sehr bedauern liess, dass Thomsen von dem drucke seines manuscriptes abstand genommen hatte. „Wenn ich Ihnen mein manuscript senden würde" schreibt Th., „würden Sie sehen, wie merkwürdig wir in dem ganzen gang der untersuchung, ja bisweilen in den worten selbst übereinstimmen... Ihre exempli-

der vergleichenden sprachwissenschaft die wichtige erkenntnis gezählt werden, dass das vocalsystem der indogermanischen ursprache nicht bloss auf den drei sogenannten grundvocalen *a i u* sich aufbaut, sondern dass neben der *a*-reihe auch eine *e*-reihe schon in der ursprache bestanden hat.

Andrerseits hatte Brugmann die beschaffenheit der „starken“ stufe des ablautes, d. h. der stufe mit langem vocal, durchaus verkannt. Er hatte behauptet, die ausbildung der in den europäischen sprachen erscheinenden langen vocale der *a*-reihe (*e*/*o*-reihe) sei „verhältnismässig jung“ und hatte die in den arischen sprachen erscheinenden längen dieser vocalreihe, soweit sie in offenen silben stehen, mit kurzen vocalen der europäischen sprachen gleichgesetzt. Auf diese weise glaubte er einen grundsprachlichen „mittelzeitigen“ vocal und ein „gesetz“ gefunden zu haben, nach welchem dieser eigentümliche vocal in den arischen sprachen lang und in den europäischen sprachen kurz erscheine. Mit grosser zähigkeit haben Brugmann und seine freunde an diesen ansichten festgehalten, trotz dem widerspruche auf den sie alsbald stiessen[1]). Dem gegenüber gebührt Schmidt das verdienst, eine auffassung des ablautes angebahnt zu haben, in der die langen vocale sowohl der arischen wie der europäischen sprachen ihren platz finden, indem diese wie jene als regelrechte nachfolger ursprünglicher langer vocale erscheinen. Ich für mein teil habe die tief eindringenden forschungen Schmidts um so mehr mit freuden

---

fication ist vielleicht in gewissen partien etwas reichlicher als sie bei mir geworden wäre, z. b. s. 233 f., wo ich keine vollständigkeit beabsichtigte; dagegen würde ich etwas näher auf die s. 219 note 1 angedeuteten fragen eingegangen sein. Was die ordnung des ganzen betrifft, hatte ich zuerst das verhältnis vor *i* (s. 200—207), sodann das vor *u* und consonanten (s. 228 ff.) behandelt, um gleich am anfang zu zeigen, wie in der tat die palatalisierung oder nicht-palatalisierung von dem folgenden laut abhängig ist; dann erst die zwei phasen vor *a*. So scheint mir die ganze schlussreihe klarer hervorzutreten, das ist ja aber eine geschmackssache“.

[1]) Man muss dabei allerdings in betracht ziehen, dass die junggrammatische schule ein interesse daran hatte oder doch, wie man aus einer äusserung Brugmanns (Morph. unters. III 97) schliessen darf, ein interesse zu haben glaubte, so hartnäckig zu sein. Die junggrammatiker glaubten mit diesen seltsamen annahmen dasjenige erweisen und sich die priorität für dasjenige vindicieren zu können, was wir anderen mit dem palatalgesetze bewiesen haben.

begrüsst, als auch ich mich bereits (in diesen Beitr. II 291 ff.) gegen Brugmanns mittelzeitigen vocal und gegen seine auffassung der langen vocale ausgesprochen hatte. Meine absicht ging vornehmlich dahin, Brugmanns gründe als nichtig zu erweisen; Schmidt hat es zugleich unternommen, und in der hauptsache mit glücklichem erfolge, für die auffassung der starken vocalstufe das zu leisten, was Brugmann mislungen war.

Die junggrammatische schule, die vor etwa einem jahrzehnt neben ihren unhaltbaren ansichten auch einige sehr dankenswerte beiträge zur erklärung des ablautes beigesteuert hat, ist in der letzten zeit an brauchbaren gedanken nicht gerade fruchtbar gewesen. Die untersuchung der stammabstufung und des indogermanischen vocalismus hat sich seit einigen jahren vorwiegend auf der von Schmidt eingeschlagenen bahn bewegt. Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als die heisssporne der junggrammatischen partei — ich meine namentlich die herren Brugmann und Paul — statt das neue mit dank anzuerkennen, das wir durch Schmidt gelernt haben, vielmehr das bestreben zeigen, die hohe achtung, welche dieser gelehrte allgemein in unsrer wissenschaft geniesst, zu verringern und seine verdienste herabzusetzen[1]). Den anlass zu ihren hässlichen angriffen entnehmen sie aus der stellung, die Schmidt (K. Z. 26 s. 329 f. u. D. lit.-ztg. 1885 sp. 339 ff.) ihrer angeblichen „neuen methode" gegenüber eingenommen hat. Schmidt hat den verkündigern dieser methode nicht ein so günstiges zeugnis ausgestellt, wie diese es sich gegenseitig zu geben pflegen. Er hat darauf hingewiesen, dass die heute in der sprachwissenschaft gültigen methodischen principien im wesentlichen schon auf Schleicher zurückgehen und hat gleichzeitig hervorgehoben, dass methodologische erörterungen für die wirkliche förderung der wissenschaft nicht die bedeutung haben, welche die jung-

[1]) Es tritt das am auffälligsten in Pauls anzeige der Brugmannschen schrift „Zum heutigen stand der sprachwissenschaft" im Lit. centralbl. 1885 no. 24 (sp. 816) hervor. Ich kann dabei nicht umhin, meine verwunderung darüber an den tag zu legen, dass gerade prof. Paul zu einem geringschätzigen urteile über Schmidts wissenschaftliche tätigkeit sich veranlasst sieht. Paul hat doch, so oft er mit Schmidt in wissenschaftlichen fragen in berührung gekommen ist, seine überlegenheit nicht documentiert, am wenigsten neulich in der frage des gotischen *au* vor vocalen. Ich sollte meinen, er hätte allen grund, Schmidt gegenüber sehr bescheiden aufzutreten.

grammatiker ihnen beimessen. Ich teile den standpunkt Schmidts vollkommen und halte es, nachdem ich mich bereits früher gelegentlich in ähnlichem sinne ausgesprochen, jetzt, angesichts der bemühungen der herren Brugmann und Paul, Schmidt zu discreditieren, um so mehr für geboten, meiner zustimmung ausdruck zu geben.

Die methode der vergleichenden sprachwissenschaft hat einmal und meines wissens, so lange diese wissenschaft besteht, nur einmal eine wesentliche umgestaltung erfahren. Sie rührt her von Schleicher, der zuerst den versuch gemacht hat, die indogermanische ursprache nach ihren lauten und formen aus den einzelnen überlieferten sprachen zu reconstruieren. Dieses unternehmen war für die methode der vergleichenden sprachforschung deshalb so überaus wichtig, weil es erst dadurch möglich geworden ist, die grundsätze der historischen sprachforschung auch auf die vorhistorische epoche der indogermanischen sprachen anzuwenden. Denn die reconstruction der indogermanischen ursprache führt weiter zu dem versuche, die kluft auszufüllen, welche zwischen dieser ältesten erreichbaren gestalt des indogermanischen sprachorganismus und dem beginne der historischen überlieferung innerhalb der einzelsprachen liegt.

Schleicher ist gleichzeitig bemüht gewesen, sich klar zu werden über das wesen der factoren, auf denen die entwickelung der sprache beruht. Er hat seine ansichten darüber am eingehendsten dargelegt in der einleitung zu seinem buche „Die deutsche sprache" (Stuttgart 1860). Die veränderungen, die sich in den sprachen in historischer zeit vollziehen, gelten ihm als verfall der sprache. Er stellt dabei die „gesetzmässige veränderung der ursprünglichen laute" (s. 58), die zu immer grösserer mannigfaltigkeit der formen führe, in gegensatz zur „analogie", die den ursprünglichen reichtum an formen beschränke. Das wesen der analogie charakterisiert er (s. 60 f.) folgendermassen: „Schon in älteren sprachperioden, zu einer zeit, in welcher die laute noch standhafter sind, beginnt sich eine macht geltend zu machen und feindlich auf die mannigfaltigkeit der formen zu wirken und sie mehr und mehr nur auf das allernotwendigste zu beschränken. Dies ist die oben schon erwähnte anähnlichung namentlich der weniger häufig in der

sprache gebrauchten, in ihrer besonderheit aber wohl gerechtfertigten formen, an andere, vor allem an vielfach gebrauchte und so sich stark ins sprachliche gefühl einprägende, die analogie. Das streben nach bequemer uniformierung, nach behandlung möglichst vieler worte auf einerlei art und das immer mehr ersterbende gefühl für die bedeutung und den ursprung des besonderen hat zur folge, dass spätere sprachen weniger grammatische formen besitzen als ursprünglichere, dass der bau der sprache mit der zeit sich immer mehr vereinfacht. Der alte reichtum an formen wird als entbehrliche last nunmehr bei seite geworfen. Während also die sprachen im verlaufe ihres späteren lebens an lautmannigfaltigkeit zunehmen, verlieren sie die ältere fülle grammatischer formen". Man beachte dass die wirkung der analogie für Schleicher hier gleichbedeutend ist mit vereinfachung der sprachlichen form, und man wird seine meinung, dass die umbildung der sprache teils durch lautgesetze, teils durch analogie bedingt sei — während die erhaltung der sprachlichen formen nach seiner ansicht ein lebendiges sprachgefühl voraussetzt — deutlich genug in den folgenden worten (ebd. s. 65) ausgedrückt finden: „Wir wollen das gefühl für die function des wortes und seiner teile kurzweg sprachgefühl nennen. Das sprachgefühl ist also der schutzgeist der sprachlichen form; in dem masse wie er weicht und zuletzt ganz schwindet, bricht das lautliche verderben über das wort herein. Sprachgefühl und integrität der lautlichen form stehen also in geradem; sprachgefühl und lautgesetze, analogie, vereinfachung der sprachlichen form in umgekehrtem verhältnisse zu einander".

Schleicher gebraucht den ausdruck „lautgesetz" in keinem anderen sinne, als wir heute tun. Es wäre aussichtslos, in seinen schriften nach einer stelle zu suchen, wo er die strenge handhabung der lautgesetze von sich abwiese. Vielmehr hat er wiederholt hervorgehoben, dass er die lautgesetze so consequent wie möglich durchzuführen suche. Eine äusserung dieser art findet sich bereits in einem kleinen aus dem jahre 1856 stammenden aufsatze, der in den beiträgen zur vergl. sprachforschung hrsg. v. Kuhn u. Schleicher bd. I s. 48 f. veröffentlicht ist. Schleicher sagt dort (s. 49): „Dieser fall ist sehr lehrreich, denn er zeigt, dass es vom übel ist deutungen

gegen die lautgesetze zu unternehmen; ein punkt gegen den so viel und so oft verstossen wird, weil es den meisten schwerer ankömmt einzugestehen: ‚das weiss ich noch nicht‘ als eine sünde gegen die sprachwissenschaftliche methode zu begehen“. Und in einklang damit spricht sich Schleicher einige jahre später in seinem Compendium (s. 15 f. anm.) folgendermassen aus: „Gegenwärtig stehen sich in der indogermanischen sprachwissenschaft zwei richtungen einander gegenüber. Die anhänger der einen haben sich strenges festhalten an den lautgesetzen zum grundsatze gemacht (so .... der vfr. des vorliegenden comp. u. a.); die andere richtung .... glaubt sich durch die bisher erkannten lautgesetze bei deutung und erklärung der sprachformen nicht wesentlich hindern lassen zu dürfen“.

Mit recht sagt Brugmann (Zum heutigen stand d. sprachw. s. 131) „Schleichers methodische principien waren sicher in seinen vorlesungen und wissenschaftlichen gesprächen keine andern, als in seinen publicationen“. Es spricht in der tat alles dafür, dass Schleicher in seinen vorlesungen und im persönlichen verkehre mit seinen schülern die regelmässigkeit des lautwandels ebenso sehr betont hat, wie in seinen schriften. Ich citiere zunächst zwei stellen aus Joh. Schmidts nachruf auf Schleicher in den Beiträgen zur vergl. sprachf. bd. VI s. 253: „Er bekannte es gern, dass er ein sclave der lautgesetze wäre, welche er bis ins einzelste beobachtete“ und „Die organische entwickelung in ihrer continuität, ohne sprünge, nach inneren treibenden ursachen, ist der leitstern, welchem Schleicher bei allen seinen untersuchungen gefolgt ist“. Ausserdem will ich anführen, dass mich vor kurzem ein hervorragender philologe, der zu Schleichers ehemaligen zuhörern zählt, versicherte, man habe in dessen vorlesungen oft genug den satz hören können: „Die lautgesetze erleiden keine ausnahmen“.

Schleicher scheint mir auch den gegensatz zwischen „lautgesetz“ und „analogie“ an den vorhin angegebenen stellen nicht wesentlich anders zu fassen, als es Leskien in seiner schrift „Die declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen“ (Leipzig 1876) in den folgenden sätzen (s. 2) tut: „Die entwicklung einer bestimmten flexionsreihe, also hier der declination, unterliegt dem einfluss zweier momente. Jede sprache besitzt zur zeit ihres entstehens als einzelsprache eine gewisse anzahl von casusformen, herübergebracht aus der periode ihres

zusammenlebens mit einer oder mehreren verwanten sprachen. Diese formen nehmen ausnahmslos die gestalt an, welche die wirkung der lautgesetze, vor allen der hier namentlich in betracht kommenden auslautsgesetze, hervorbringen muss. So weit ist die entwicklung einfach und, wie man sagen kann, regelrecht. Nun erscheinen aber tatsächlich in der einen sprache mehr, in der anderen weniger bildungen, deren gestalt durch die wirkung der lautgesetze nicht erklärt werden kann, aber auch nicht erklärt werden darf; sie sind der stammclasse oder der function, der sie dem sprachgebrauche nach anzugehören scheinen, ursprünglich fremd, einer anderen stammclasse entlehnt oder mit einer ihnen von hause aus nicht zukommenden function versehen, mit einem worte analogiebildungen. Beide momente, lautgesetzliche umbildung und analogie, erklären die in einer bestimmten periode vorhandene gestalt der declination einer sprache, wie jeder art der flexion, und nur diese beiden momente kommen in betracht".

Wenn also Brugmann meint (Zum heutigen stand d. sprachw. s. 130), man sehe sich vergeblich in Schleichers schriften nach einem ausspruch um, den man mit der Leskienschen lehre zu identificieren berechtigt wäre, so glaube ich, dass das eigentümliche bestreben, mit der junggrammatischen schule auf jeden fall eine ganz neue aera der sprachwissenschaft beginnen zu lassen, ihn blind macht gegen das, was andere sehen.

Dasselbe bestreben verleitet Brugmann (a. a. o. 131 ff.) dazu, die fortschritte, die wir seit Schleicher in der erkenntnis von lautgesetzen gemacht haben, diesem als einen mangel der methode aufzumutzen. Sein freund Paul verkündet darauf hin (Lit. centralbl. 1885 sp. 816), der gedanke an eine consequente durchführung der lautgesetze habe Schleicher noch recht fern gelegen. Schleicher also sollte von einer „gesetzmässigen veränderung der laute" gesprochen und an die durchführung dieses satzes noch nicht gedacht haben? Er konnte den satz natürlich nur so weit durchführen, als er lautgesetze nachzuweisen vermochte. Wir kennen heute mehr lautgesetze als er und können den satz noch consequenter durchführen. Völlige gesetzmässigkeit in der lautvertretung nachzuweisen sind wir auch heute noch nicht im stande. Wir müssen z. b. zugestehen, dass ursprüngliches *q* im Griechischen bald durch

π, bezw. *τ*, bald durch *κ* vertreten ist und dass ursprüngliches *gh* im Lateinischen bald durch *f*, bald durch *h*, bald durch *g* fortgesetzt wird, ohne dass wir den grund für die verschiedenartige behandlung anzugeben wissen. Was soll es, dass Brugmann eine anzahl solcher beispiele aus Schleichers und Schmidts schriften zusammenstellt, um zu zeigen, dass ihnen der gedanke an gesetzmässigkeit der lautvertretung fern gelegen habe? Es ist unbillig, von Schleicher zu verlangen, er solle bereits vor zwei decennien im stande gewesen sein, das zu leisten, was wir heute noch nicht zu leisten vermögen; oder er solle wenigstens in jedem falle, wo er noch eine mehrfache lautvertretung zulassen musste, für einen Brugmann oder Paul die versicherung beigefügt haben, dass es ihm mit seiner ansicht von der „gesetzmässigen vertretung der ursprünglichen laute" trotzdem ernst sei.

Die erweiterung unsrer kenntniss der lautgesetze hat innerhalb der einzelnen sprachen zu einer genaueren abgrenzung des gebietes der lautgesetze und der analogiebildungen geführt. Es sind dabei im laufe der zeit manche formen als analogiebildungen erwiesen, die man früher für lautgesetzliche bildungen ansah. Im zusammenhange damit haben es mehrere gelehrte für nützlich gehalten, auf die wichtigkeit des erklärungsprincipes der analogie oder formübertragung hinzuweisen. Namentlich verdient in dieser beziehung Scherer genannt zu werden, nach ihm dann besonders Leskien. Gewiss haben sich diese gelehrten dadurch um die förderung der wissenschaft verdient gemacht. Es ist nicht am wenigsten ihren bemühungen zu danken, dass durch schärfere sonderung der lautgesetzlichen weiterbildungen und der formalen neubildungen unsre einsicht in die geschichte der indogermanischen sprachen wesentlich zugenommen hat. Vergebens aber sucht man nach dem principiellen gegensatze, den die junggrammatische schule zu ihren gunsten statuieren möchte. Die scheidung zwischen regelmässiger, lautgesetzlicher vererbung des alten sprachgutes und zwischen unregelmässigen, formalen neubildungen war Schleicher bekannt. Es hat sich nicht um einführung neuer, sondern um anwendung und verwertung bereits bekannter principien gehandelt. Wir sind dabei im einzelnen über Schleicher hinaus gekommen. Auch in methodischer hinsicht war im einzelnen

vielleicht einiges anders zu fassen[1]). Aber mehr als seine ansichten über das verhältnis von lautgesetz und analogie bedurften andere anschauungen Schleichers der correctur. Aufgegeben z. b. ist heute Schleichers scheidung einer vorhistorischen epoche der entwickelung und einer historischen epoche des verfalls in den sprachen (D. deutsche spr. s. 35 ff.; Compendium s. 4 u. s.). Treffend bemerkte dagegen Scherer ZGDS. (1868) s. X[2]): „Man wird sich der einsicht kaum mehr lange verschliessen können, dass die unterscheidung zwischen entwickelung und verfall oder — wie man sich auch wol ausdrückte — zwischen natur und geschichte der sprache auf einem irrtume beruhe. Ich meinerseits habe überall nur entwickelung, nur geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschliessen, eine sprache als fertiges resultat vorhistorischer, unenthüllbarer ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen andern unterschied zwischen vorhistorisch und historisch zu erkennen, als die wesentlich andere beschaffenheit der quellen und die entsprechende stärkere oder geringere beteiligung des combinierenden, construierenden forschers an der historiographischen arbeit". Ferner haben Schleichers anschauungen über das wesen der spaltung einer sprache in verschiedene dialekte und sprachen mehr und mehr der theorie weichen müssen, die Schmidt in seiner schrift „Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen" (1872) aufgestellt hat. So liesse sich noch manches andere nennen. Aber gesetzt, wir hielten diese abweichungen für ausreichend,

---

[1]) Freilich gilt es mir nicht als ein fortschritt über Schleicher hinaus, wenn Osthoff in dem vortrage „Das physiologische u. psychologische moment in der sprachlichen formenbildung" (Berlin 1879) bei den lautgesetzlichen veränderungen das psychologische moment ausschliessen will. Dagegen mit recht G. Curtius „Zur kritik d. neuesten sprachforschung" s. 44 f. [2]) Scherers buch „Zur gesch. d. deutschen sprache" (2. aufl. 1878) enthält eine fülle fruchtbarer gedanken über aufgabe und principien der sprachwissenschaft, deren tragweite heut zu tage nicht nach gebühr anerkannt wird. So scheint mir z. b. der vorgang der „wurzelübertragung", auf den Scherer wiederholt (bes. s. XIV f. u. 241 ff. der 2. aufl.) hinweist, grössere beachtung zu verdienen, als er bisher gefunden hat. Vielleicht wird die zeit kommen, wo die vergleichende etymologie aus diesem gesichtspunkte ähnlichen nutzen zieht, wie ihn die vergleichende grammatik — namentlich auch durch Scherers anregung — aus dem gesichtspunkte der formübertragung gezogen hat.

uns von Schleicher loszusagen: sollten wir die neue epoche dann mit Scherers vorhin genanntem buche oder mit Schmidts eben erwähnter schrift oder etwa noch später beginnen lassen? Wir sind ganz allmählich dahin gelangt, einen teil der theoretischen meinungen Schleichers gegen andere meinungen einzutauschen. Im ganzen genommen aber stehen wir Schleicher gerade in unsrer methode näher als die junggrammatiker zugeben wollen. Ich glaube, Schmidt hatte recht, wenn er in seinen vorlesungen gelegentlich sagte, Schleichers methode trage die mittel zur ihrer correctur in sich selber. Was uns von Schleicher trennt, steht nach meiner überzeugung zurück hinter dem, was uns mit ihm vereint.

Hiernach stelle ich dem Brugmann-Paulschen urteile über das verhältnis der heutigen sprachforschung zu Schleicher dasjenige eines französischen gelehrten, V. Henry, in der Revue crit. 1885 p. 135 (no. 34) gegenüber. Es heisst dort: „Il s'agit de savoir si c'est l'école de Schleicher ou celle des néogrammairiens qui a la première proclamé et appliqué avec rigueur le principe de la constance des lois phonétiques. M. B[rugmann] n'accorde cet honneur qu'à M. Leskien, et il a beau jeu, en effet, à faire ressortir l'arbitraire de certaines reconstructions de Schleicher et de M. J. Schmidt lui-même. Mais ce sont chicanes de détail. Il n'en reste pas moins que Schleicher, par la tournure scientifique de son esprit, par sa méthode consistant à descendre des formes primitives restituées aux formes historiques, par l'erreur même qui lui faisait ranger la linguistique au nombre des sciences naturelles, a préparé le mouvement actuel, s'il n'en a à son insu donné le signal. Ceux qui avaient accepté sa forte discipline se sont pliés sans peine à celle, plus rigoureuse encore, que leur imposent les temps nouveaux; et, pour me résumer, j'oserais presque dire que, si une mort prématurée ne l'eût ravi à la science, il serait aujourd'hui l'un des plus fermes tenants des doctrines que condamne M. Curtius“.

Eine andere frage ist es, ob die art beifall verdient, in der die junggrammatische schule lautgesetze und analogie in der praxis zu scheiden gesucht hat. Es mag sein, dass in dieser beziehung auch ausserhalb der junggrammatischen schule zuweilen gefehlt ist. Aber namentlich die mitglieder dieser

schule sind von dem vorwurfe nicht frei zu sprechen, dass sie allzu oft in der annahme von lautgesetzen nicht die nötige vorsicht bewiesen und vorschnell die vermeintlichen ausnahmen der lautgesetze für analogiebildungen ausgegeben haben. Die analogie galt ihnen als eine art panacee, die überall da helfen sollte, wo die lautgesetze versagten. Dabei bedachten sie nicht, dass unsere kenntnis der lautgesetze, mag sie sich auch seit Schleicher erheblich erweitert haben, doch noch keineswegs am ziele angelangt ist. Es gibt genug fälle, in denen wir tatsächlich nicht entscheiden können, ob ein lautgesetz oder ob analogie gewirkt hat; es gibt andere fälle, in denen wir die wirkung eines dieser beiden factoren vermuten können, ohne im stande zu sein, die art der einwirkung im einzelnen klar zu legen. Sache einer vorsichtigen methode ist es, in solchen fällen offen zu bekennen, dass wir vor problemen stehen, deren lösung der zukunft vorbehalten bleiben muss. Diese vorsicht liess die junggrammatische schule allzusehr vermissen.

Die differenz welche in dieser beziehung in der praxis zwischen den junggrammatikern und anderen sprachforschern besteht, hat Schmidt K. Z. 26 s. 329—331 zutreffend gekennzeichnet. Ich hebe aus seinen ausführungen namentlich folgende sätze hervor: „Blind wirkende lautgesetze und sie durchkreuzende falsche analogien sind die beiden factoren, durch deren zusammenwirken Schleicher und die ihm folgenden alle umgestaltungen der worte von der ursprache hinab bis auf den heutigen tag erklären. Formuliert man diese methode aber mit Brugmann dahin, dass überall, wo zwei erweislich verwandte formen auf lautgesetzlichem wege mit einander nicht zu vermitteln sind, „die eine der beiden bildungen als associationsbildung angesehen werden muss“ (Ztschr. XXIV, 8), dann hängt alles davon ab, wie man den ausdruck „lautgesetzlich“ versteht. Richtig ist Brugmanns satz vielleicht im munde desjenigen, der sich rühmen darf, alle lautgesetze, welche innerhalb des ganzen sprachlebens gewirkt haben, zu kennen. Ob diese vollständige kenntniss überhaupt zu gewinnen ist, kann heute niemand beurteilen. Von uns lebenden wird sie sicher keinem zu teil werden, von uns kann also auch niemand etwaigen anderen später zur kenntnis gelangenden kräften des sprachlebens die existenz deshalb absprechen, weil wir sie nicht kennen. Soll aber „lautgesetzlich“ den ihm von Brugmann

stillschweigend untergelegten sinn „nach den heute als giltig erkannten lautgesetzen" haben, dann ist die in Brugmanns satze ausgesprochene methode mit ihrem „muss" ungefähr eben so falsch als richtig. Ich halte noch heute an der ansicht fest, dass die annahme von falschen analogien oder formübertragungen für den sprachforscher ein ultimum refugium ist (Voc. II, 433), dem man erst zueilt, wenn alles andere versagt, und welches man mit freuden verlässt, sobald sich die möglichkeit einer lautgesetzlichen erklärung eröffnet .... Je leichter es ist, durch annahme von formübertragungen fast alles aus allem herzuleiten, desto strengere rechenschaft muss man sich in jedem einzelnen falle darüber geben, ob diese annahme gestattet ist. Eine analogistische erklärung, welche allein negativ durch das nichtvorhandensein einer lautgesetzlichen begründet wird, nicht durch innere wahrscheinlichkeit überzeugt, ist nichts als ein rein subjectiver abschluss oder abbruch der untersuchung, der an wissenschaftlichem werte hinter dem offenen bekenntnisse des nichtwissens nicht selten zurücksteht. Um zu überzeugen muss eine analogistische erklärung positiv wenigstens annähernd ebenso bewiesen werden, wie ein lautgesetz. Ob ein lautgesetz mit recht oder unrecht angenommen ist, darüber pflegt sehr bald ein einverständnis aller stimmberechtigten zu stande zu kommen. Dagegen ob das einwirken einer bestimmten analogie im einzelnen falle anzunehmen sei oder nicht, darüber gehen die meinungen sehr oft auseinander, weil es in vielen fällen keine objective norm gibt, fast alles den subjectiven neigungen anheim gegeben bleibt. Freilich wird es in einer mit historisch überliefertem und daher lückenhaftem materiale arbeitenden wissenschaft nie gelingen die subjectivität ganz auszuschliessen. Aber deren bereich über das unvermeidliche hinaus so zu erweitern, wie es Brugmanns methode mit ihrem „muss" tut, ist schädlich. Zwischen den anerkannten lautgesetzen und der falschen analogie gibt es noch ein drittes, auf dessen eingreifen man überall gefasst sein muss, nämlich unbekannte lautgesetze".

Diese ausführungen Schmidts sind so einleuchtend, dass auch die junggrammatische schule nicht umhin kann, ihm recht zu geben. Brugmann (Zum heutigen stand d. sprachf. s. 143 anm.) gibt nach einigem sträuben seine zustimmung in folgender form zu erkennen: „Wir alle haben, wie mir scheint,

uns bisher in fällen, wo wir wirkungen verschiedener lautgesetze neben einander vermuteten, nicht immer reserviert genug ausgedrückt. Doch sind in dieser reserve einige von uns, zu denen ich mich rechnen darf, von jahr zu jahr strenger geworden. Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, die consequenzen des Leskienschen satzes seien von uns gleich von anfang an in der praxis stets in der schärfe gezogen worden, wie es sich gehört hätte. Auch hier gilt: nihil in natura per saltum".

Ich freue mich, dass Brugmann allmählich zu der einsicht kommt, wie wenig die junggrammatische praxis bei näherer prüfung als vorbild einer vollendeten methode gelten kann. Aber es scheint mir nicht gerechtfertigt, wenn er die sache so darzustellen sucht, als bestehe der fehler, den er und seine freunde gemacht haben, lediglich in mangelnder reserve des ausdruckes. Ein beispiel wird deutlicher zeigen, um was es sich handelt. Brugmann hielt in Curtius Studien IX 366 ff. das *o* in fällen wie *δώ-τορ-α* für die lautgesetzliche entsprechung des *ā* in sskr. *dā-tār-am* und erklärte demgemäss das *ō* in lat. *da-tōr-em* für ein analogieproduct („statt *datōrem* sagten die Römer ursprünglich **datŏrem*" a. a. o. 367). Er war damals noch der meinung, die ausbildung der langen vocale sei in den europäischen sprachen „verhältnismässig jung" (a. a. o. 386). Inzwischen hat Schmidt (K. Z. 25 s. 26 ff.) erwiesen, dass das *ō* in *da-tōr-em* lautgesetzlich dem *ā* in altind. *dā-tār-am* entspricht, und dass die langen vocale in den europäischen sprachen so alt sind wie in den arischen. Brugmann ist dadurch an den lautgesetzen und analogiebildungen, die er früher angenommen hatte, zweifelhaft geworden und sagt also jetzt in seiner Griech. gramm. §. 71: „Die suffixformen *-τορ-* und *-τηρ-* (vereinzelt *-τωρ-* in *μήστωρα*) gehörten ursprünglich nur den starken kasus an. Doch ist noch strittig, wie sie unter einander und mit den suffixformen der anderen sprachen (acc. sg. ai. *dā-tār-am,* lat. *da-tōr-em* etc.) zu vereinigen sind". Allerdings ist der ausdruck mehr reserviert als früher. Aber weshalb auf den ausdruck, statt auf die sache gewicht legen? Das wesentlichste ist doch, dass Brugmann, dank den sorgfältigen untersuchungen Schmidts, in seinen ansichten sich grössere reserve auferlegt hat, und nicht mehr behauptet, statt *datōrem* hätten die Römer ursprünglich *datŏrem* gesprochen.

Ich hatte bei Brugmann Schmidt gegenüber ein wort der anerkennung erwartet für seine erfolgreichen bemühungen, die methode der junggrammatischen schule zu verbessern: eine anerkennung der art, wie sie Brugmann gegen Leskien für dessen auf dasselbe ziel gerichteten bestrebungen durchaus nicht spart. Statt dessen macht er Schmidt den vorwurf der intoleranz [1]), und zwar angeblich im interesse des wohles unsrer wissenschaft (Zum heutigen stand d. sprachw. s. 143 f.). Ist also herrn Brugmann die eigentliche und einzige ursache der beklagenswerten zustände in unserer wissenschaft so wenig bekannt, dass er Schmidt dafür verantwortlich zu machen suchte? Sollte er nicht wissen, dass der unerfreuliche zwiespalt mit dem auftreten der junggrammatischen schule begonnen hat und lediglich ihm und seinen genossen zur last fällt?

Die junggrammatische schule hat sich vor 10 jahren aus einer anzahl jüngerer sprachforscher constituiert, die persönlich mit einander befreundet waren. Die absicht der vereinigung ging angeblich dahin, die methodischen grundsätze der sprachwissenschaft zu verbessern. Noch mehr schien den tonangebenden mitgliedern der schule von vorn herein daran gelegen, sich mit hülfe dieser methodischen principien als begründer einer neuen epoche der sprachwissenschaft hinzustellen. Sie wurden nicht müde, uns immer von neuem ihre grundsätze vorzuführen und die schriften zu nennen, in denen „die neue methode“ befolgt werde, sich immer ungenierter gegenseitig zu loben und mit einer rührigkeit, die ihres gleichen sucht, sich uns als die männer aufzudrängen, von denen nunmehr aller fortschritt in unsrer wissenschaft ausgehe. Und wehe denen, die dem freundeskreise entgegentraten und dazu ermahnten, das heil unsrer wissenschaft nicht sowohl in der erörterung der methodologischen grundsätze für die forschung

---

[1]) V. Henry sagt in der ob. s. 10 citierten kritik der Brugmannschen schrift: „M. Brugmann paraît profondément pénétré des devoirs de la critique sérieuse, quand elle s'exerce à son endroit. Il est même assez piquant de le voir prêcher la tolérance à M. J. Schmidt (p. 144), ou prier M. Curtius de ne point tant épiloguer sur les mots (p. 86 i. n.). Ce sont là d'excellents conseils, dont il voudra certainement profiter luimême à l'occasion“.



als in der weiterführung der forschung selber zu suchen. Sie mussten sich gefallen lassen, dass ihr charakter verdächtigt und ihnen persönliche rancune[1]), intolerante gesinnung u. dgl. vorgeworfen wurde. Dieses forcierte parteitreiben, das in der geschichte der vergleichenden sprachwissenschaft beispiellos dasteht, hat in unsrer wissenschaft eine spaltung hervorgerufen, die grösser geworden ist, als sie der sache nach zu sein brauchte. Verantwortlich dafür sind nach meiner überzeugung nur die führer[2]) der junggrammatischen partei, die mehr auf dem wege derartiger künstlich genährter und verschärfter gegensätze als durch wirkliche förderung der wissenschaft ihren ruhm gesucht haben.

Ich sage „mehr als durch wirkliche förderung der wissenschaft"; denn ich will selbstverständlich den mitgliedern jener partei nicht die verdienste streitig machen, die sie sich — ein jeder seinem wissen und können gemäss — um die vergleichende sprachwissenschaft erworben haben. Jedoch hat die junggrammatische schule, wie mir scheint, die richtige beurteilung der fortschritte, die während des letzten jahrzehnts in unsrer wissenschaft gemacht sind, systematisch erschwert, indem sie die eigenen leistungen stets unter das vergrösserungsglas einer angeblich strengeren und besseren methode hält, die leistungen anderer aber möglichst wenig hervortreten lässt[3]). Sie sucht

---

[1]) Osthoff im Literaturblatt f. german. u. roman. philologie 1881 sp. 278; Paul in seinen und Braunes Beitr. z. gesch. d. d. spr. u. lit. VIII s. 218 anm. [2]) Ich brauche wol kaum ausdrücklich hervorzuheben, dass ich zu den parteiführern in diesem sinne Leskien nicht rechne, der sich, so viel ich sehe, an dem cliquenwesen der schule nicht beteiligt hat. Der ruhige und sachliche ton in Leskiens arbeiten unterscheidet sich sehr vorteilhaft von den reclamen seiner jünger. [3]) Brugmann geht darin in seiner Griechischen grammatik jetzt so weit, dass er die in neuerer zeit ausserhalb der junggrammatischen schule gewonnenen resultate zum grossen teile ohne angabe der quelle sich zu nutzen macht und gleichzeitig seine darstellung mit citaten aus der junggrammatischen literatur übermässig belastet. — Diesem verfahren steht würdig das bestreben der herren Brugmann (Zum heut. stand s. 137) und Paul (Lit. centralbl. a. a. o.) zur seite, als den eigentlichen urheber dessen, was Schmidt in den letzteren jahren gefunden hat, vielmehr Brugmann hinzustellen. Ich glaube nicht, dass derartige mittel geeignet sind, den ruhm der junggrammatischen schule zu befestigen. Es kann auf die dauer nicht verborgen bleiben, dass Schmidt — und nicht Brugmann — das

dadurch das vorurteil zu erwecken, als seien wir in unsrer wissenschaft während der letzten jahre lediglich durch das verdienst der junggrammatischen schule weiter gekommen, als rühre die veränderte auffassung so mancher sprachgeschichtlichen probleme daher, dass sich durch ihr zutun die methode unsrer wissenschaft geändert habe.

Ich finde neuerdings dieses vorurteil zu einem festen dogma erhoben in Brugmanns schrift „Zum heutigen stand der sprachwissenschaft". Es heisst dort z. b. s. 126: „Allerdings mag der umstand, dass wir heute so viele détailfragen anders beantworten, als sie bis zur mitte der siebziger jahre von allen oder doch von den meisten stimmfähigen indogermanisten beantwortet wurden, der ganzen wissenschaft ein stark verändertes aussehen geben. Aber die allermeisten dieser neueren antworten sind nur wiederum die notwendige consequenz jener modification der grundanschauungen" und s. 137: „dass wir heute in vielen einzelfragen uns anders entscheiden als die älteren indogermanisten, beruht zum grössten teil auf diesen neueren methodologischen betrachtungen". Brugmann versteht es sogar, der junggrammatischen schule einen hintergrund zu geben, von dem sie sich noch vorteilhafter abhebt. Er sagt s. 125: „Wenn wir aber weiter verlangt haben, dass die methodologie der sprachwissenschaft auf eine genauere untersuchung der allgemeinen lebensbedingungen der sprache und der wirksamkeit der in ihrer entwickelung tätigen kräfte basiert werde, ein verlangen das an sich keiner rechtfertigung bedarf, so bedeutet dies im grunde eine versöhnung und vermittlung der vergangenheit mit sich selbst. Denn es dürfte klar sein, dass die wissenschaft der principien der sprachentwicklung, wie sie namentlich Paul zu verwirklichen begonnnen hat, zwischen beiden richtungen der sprachwissenschaft, die früher neben einander hergegangen waren, ohne sich in praxi viel um einander zu kümmern, zwischen der sprachphilosophie und der specialforschung, diejenige enge verbindung und wechselwirkung ins leben gerufen hat, die durch die natur der sache verlangt wird". Und in übereinstimmung damit feiert er s. 37 f. das

---

palatalgetz gefunden hat, und dass die ursprünglichkeit des europäischen vocalismus gegenüber dem arischen durch dieses palatalgesetz und nicht durch Brugmanns unhaltbare annahme eines ursprünglichen mittelzeitigen vocales bewiesen ist.

erstarken der junggrammatichen richtung als die vermählung der specialforschung mit der sprachphilosophie. Er lässt weiterhin (s. 39) die sache so erscheinen, als sei durch diese verbindung sogleich ein gewinn erzielt, der ewig bestehen werde: „so viel dürfen wir heute schon getrost behaupten: die methodologie der historischen sprachforschung ist jetzt auf den untergrund gestellt, auf dem sie immer stehen wird, so lange die sprachforscher ihre aufgabe in echt wissenschaftlichem geiste zu lösen bestrebt sein werden".

Wir staunen, indem wir in diesem spiegel das bild der junggrammatischen schule nicht nur für jetzt sondern für alle zeiten strahlen sehen. Aber leider ist es ein spiegel, der die eigenschaft hat, die züge der junggrammatischen schule in wunderbarer schönheit erscheinen zu lassen, die mitforscher aber und die vorgänger [1]) zu entstellen. Ich wenigstens kann mich nicht dazu entschliessen, die grossen männer, von denen wir die sprachwissenschaft überkommen haben, einen Bopp, Grimm, W. v. Humboldt, Pott, Benfey, Schleicher u. a. für blosse detailforscher anzusehen, und ihnen einen Brugmann oder Paul als philosophische köpfe gegenüber zu stellen. Es scheint mir eine ungerechtigkeit und anmassung sonder gleichen, dass Brugmann das verdienst, die methode der historischen sprachforschung ein für alle mal begründet zu haben, jenen männern zu rauben sucht, um es der junggrammatischen schule zuzuweisen. Auch kann ich nicht finden, dass das verhältnis zwischen historischer sprachforschung und sprachphilosophie ein anderes werden müsse oder kürzlich ein anderes geworden sei, als es ehedem war. Für die historische sprachforschung ist die sprachphilosophie eine hülfswissenschaft, ähnlich wie die lautphysiologie: so ist es bisher gewesen und so wird es wol auch in zukunft bleiben. Die junggrammatische schule hat an diesem verhältnisse nichts geändert. Sollen aber untersuchungen über die lebensbedingungen der sprache eine vereinigung der sprachphilosophie mit der specialforschung bedeuten, so muss doch Brugmann wissen, dass derartige untersuchungen nicht erst jetzt von Paul angestellt sind. Ich sollte

---

[1]) Das verfahren dieser älteren sprachforscher lässt nach Brugmann (s. 31) „vielfach ein gründlicheres nachdenken über die realen factoren und die allgemeinen bedingungen der sprachentwicklung vermissen". Ein sprichwort lautet: Undank ist der welt lohn.

denken, die schriften Schleichers, Max Müllers, Whitneys u. a. seien in unsrer wissenschaft noch nicht vergessen und verdienen auch noch nicht vergessen zu werden.

Wie die geschichte von der vermählung der sprachphilosophie und der specialforschung, die durch Pauls vermittelung zu stande gekommen sein soll, so gehört auch die erzählung von dem veränderten aussehen, das die sprachwissenschaft in folge einer änderung ihrer methodischen grundsätze bekommen habe, in das gebiet der legende. Die sprachwissenschaft fing bereits an, ein verändertes aussehen zu bekommen, noch ehe die junggrammatische schule gegründet war. Von Schleicher ab bis auf die gegenwart haben sich die anschauungen über das system und die geschichte des indogermanischen vocalismus ganz allmählich geändert: auf dieser veränderten auffassung des vocalismus namentlich beruht der unterschied der heutigen von der älteren sprachwissenschaft.

Es wird der mühe wert sein, im einzelnen darzulegen, wie sich allmählich die auffassung des vocalismus umgestaltet[1]), und wie sich allmählich diese umgestaltung unabhängig von den methodologischen erörterungen der junggrammatiker vollzogen hat.

Der unterschied der heutigen und der älteren auffassung des ablautes lässt sich unter zwei allgemeine gesichtspunkte bringen:

1) Früher ging man aus von der monotonen *a*-färbung des arischen vocalismus und erklärte aus ihr die dreifache färbung *(e, o, a)* der entsprechenden europäischen vocale. Heute halten wir umgekehrt den europäischen vocalismus, dessen färbung die griechische sprache am treuesten gewahrt hat, seiner färbung nach für älter als den arischen vocalismus.

2) Früher unterschied man eine *a*-reihe, eine *i*-reihe und eine *u*-reihe, die man in letzter linie aus den drei vermeintlichen grundvocalen *a i u* herleitete. Heute nehmen wir an, dass die „*i*-reihe“ wie die „*u*-reihe“ nur teile einer bestimmten form der „*a*-reihe“ sind, nämlich teile der *e*-reihe. Denn die

---

[1]) Ueber die auffassungen des ablautes von Schleicher bis auf Amelung habe ich in Zachers Ztschr. f. deutsche philologie bd. XV s. 1 ff. gehandelt. Ich bitte die nachstehenden ausführungen einstweilen zugleich als fortsetzung jenes aufsatzes anzusehen.

„*a*-reihe“ gliedert sich nach der heutigen anschauung in eine anzahl verschiedener reihen, unter denen nach der eben erwähnten *e*-reihe (genauer *e*/*o*-reihe) am deutlichsten noch eine *a*/*ā*-reihe hervortritt. Im zusammenhange damit gilt uns bei der „*i*-“ und „*u*-reihe“ die guna-stufe der indischen grammatik als grundstufe, die wurzelstufe der indischen grammatik als schwächung.

1. Die buntheit des europäischen vocalismus ist älter als die eintönigkeit des arischen.

Dem werke gegenüber, das den abschluss der älteren und zugleich die grundlage der neueren sprachforschung bildet, Schleichers compendium gegenüber, begann die veränderte auffassung mit dem bekannten aufsatze von G. Curtius Die spaltung des *a*-lautes im Griechischen und Lateinischen (Berichte d. sächs. ges. d. wissensch. 1864 s. 9—42). Während nach Schleichers meinung jede einzelne sprache die spaltung des *a* in den dreiklang *a*-*e*-*o* für sich vollzogen hatte, nahm Curtius an, der übergang vom *a* zum *e* sei von den europäischen sprachen, der übergang vom *a* zum *o* wenigstens vom Griechischen und Lateinischen gemeinsam vollzogen worden. Diese erkenntnis hat ihrer zeit äusserst anregend auf die gesammte indogermanische sprachforschung gewirkt. Scherer hat sie in seinem geistvollen buche „Zur geschichte der deutschen sprache“ (1868) für die erklärung des germanischen ablautes fruchtbar zu machen gesucht. Scherer teilte zugleich mit, dass auch Müllenhoff in seinen vorlesungen den satz aufgestellt habe, die germanische scheinbare spaltung von *a* in *i* und *u* beruhe auf einer älteren spaltung und färbung zu *e* und *o*. An Curtius und Scherer knüpften Fick in der schrift „Die ehemalige spracheinheit der Indogermanen Europas“ (Göttingen 1873; s. 176—200: Die gemeinsam europäische entwickelung des *e*-vocals) und Bezzenberger in seiner monographie „Ueb. die *A*-reihe der gotischen sprache“ (Göttingen 1874) an.

Dem Curtius-Müllenhoffschen nachweise des gemeineuropäischen kurzen *e* trat einige jahre später (1871) Joh. Schmidts annahme eines gemeineuropäischen langen *e* zur seite (Voc. I, 14 f.). Schmidt gelten als ausläufer des europ. *ē* griech.

(dor.) η, lat. ē, slav. ě, lit. ė. Das gotische ē glaubte er damals doch nicht heranziehen zu dürfen, und eben auf grund des germanischen vocalismus wurde Schmidts hypothese mehrfach ausdrücklich oder stillschweigend abgelehnt (vgl. z. b. Delbrück K. Z. 21, 77 f. und Windisch K. Z. 23, 247). Dass auch das gotische ē mit den übrigen ē-vocalen auf gleicher stufe steht hat zuerst Fick in dem aufsatze „Europäisches â und ê“ (in diesen Beitr. II s. 193—214, vgl. bes. s. 204 ff.) gelehrt [1]). Damit war die lücke ausgefüllt, welche Schmidts hypothese noch hatte bestehen lassen.

In dasselbe jahr, welches uns in dem ersten bande von Schmidts vocalismus die annahme eines ureuropäischen ē brachte, fällt Arthur Amelungs schrift „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im Deutschen“. Die weitere verfolgung der ansichten, welche er dort über die frage der „vocalsteigerung“ geäussert hatte, führten den verf., einen schüler Müllenhoffs, zu dem ergebnisse, dass die ausbildung des europäischen *e* in die indogermanische ursprache müsse zurückversetzt werden. Er hat diese letztere hypothese niedergelegt in einem aufsatze, der im juli 1873 niedergeschrieben und im 22. bde der K. Z. (s. 361—371) veröffentlicht ist. Seine aufstellung lautet (s. 369): „Man wird für das Indogermanische, dem europäischen *e* und *a* entsprechend, zwei irgendwie verschiedene *a*-laute annehmen müssen“. Es ist Amelung nicht vergönnt gewesen, diesen neuen gesichtspunkt allgemein adoptiert zu sehen. Noch vor dem drucke seines eben angeführten aufsatzes entriss ihn der tod am 6. april 1874 in jungen jahren der wissenschaft.

Zu ähnlichen ansichten, wie sie Amelung geäussert hat, gelangte von anderen erwägungen aus G. Humperdinck in seiner abhandlung „Die vocale und die phonetischen erscheinungen ihres wandels in sprachen und mundarten“ Siegburg 1874 (zum programm d. progymn.). „Wie wäre es“ heisst es dort s. 43 „wenn überhaupt das kurze *a* in manchen seiner so zahlreichen positionen, die wir es im Sanskrit einnehmen sehen, sich aus einem gleichen vorhistorischen process hervorgeklärt

---

[1]) Fick (s. 205 *)) verweist auf Scherer ZGDS. 126 f. und Zimmer Anz. f. deutsch. altert. I 109, die im anschlusse an Jacobi Beitr. z. deutsch. gramm. 111 f. eine „rückläufige“ bewegung des ē zu ā innerhalb des Germanischen angenommen hatten.

hätte? Die entsprechenden *e, o* in den westarischen sprachen wären dann also keine schwächungen von *a*, sondern diesem ebenbürtig, ja vielleicht älter".

Amelung und Humperdinck waren noch nicht in der lage, für sich diejenigen gesichtspunkte geltend zu machen, die den eigentlichen beweis für ihre ansichten liefern. Diese gesichtspunkte sind bald nachher gefunden durch die aufhellung zweier fragen, die mit dem vocalismus zunächst wenig zu tun zu haben scheinen: der frage nach den ausnahmen der ersten germanischen lautverschiebung und der frage nach den verhältnissen der ursprachlichen gutturale.

Verner bewies im j. 1875 in seinem durch die methode wie durch die resultate der untersuchung gleich ausgezeichneten aufsatze „Eine ausnahme der ersten lautverschiebung" (K. Z. 23 s. 97—130), dass die wesentlichste ausnahme der ersten lautverschiebung, die partielle umwandlung der tonlosen in tönende spiranten, auf dem im Germanischen bewahrten ursprachlichen accente beruhe. Verner nahm zugleich in einem zweiten, an den ebengenannten sich anschliessenden aufsatze „Zur ablautsfrage" (a. a. o. s. 131—138) die Holtzmann-Benfeysche theorie über die abhängigkeit des ablautes vom accente wieder auf. Er wies überzeugend nach, dass das germanische *e* in betonter, das germanische *o* vor *r, l, m, n* in unbetonter silbe stehe.

Durch Verners aufsätze war auch den sprachforschern die ansicht Benfeys wieder nahe gerückt, dass der unterschied von guna- und wurzelvocal in der *i*- und *u*-reihe und der unterschied der starken und schwachen casus in der stammabstufung auf dem accente beruhe[1]). Osthoff (Paul u. Braunes Beitr. bd. III s. 1—89) und Brugmann (Curtius Studien IX, 1876, s. 285—338 u. 361—406), namentlich letzterer, haben diese ansicht Benfeys mit der von Amelung herrührenden annahme verschiedener *a*-laute combiniert. Brugmann hat damit ferner einen gedanken Schleichers (Compendium[3] s. 55 f. u. s.) in verbindung gebracht, dass nämlich *o* im Griechischen auch als „steigerung" fungiere und in dieser function einem indischen

[1]) Bereits vor Verner hatte J. Schmidt sich dahin ausgesprochen, dass „die Benfeysche ansicht, dass die steigerungen ursprünglich durch den hochton veranlasst, also rein physiologische veränderungen seien, immer mehr an wahrscheinlichkeit gewinnt" (Voc. II 355).

ā entspreche. Brugmann formuliert diese ansichten so, dass er ein a_1 = griech. *ε* (in übereinstimmung mit Amelung) und ein a_2 = griech. *o* annimmt; dem griech. *o* entspreche in offener silbe indisches *ā*, in geschlossener silbe indisches *a*. Die gründe auf die Brugmann seinen ansatz eines a_1 und a_2 stützte, haben sich im einzelnen nicht als stichhaltig erwiesen. Doch besteht ein erheblicher fortschritt gegen Amelung darin, dass Brugmann mehr vom griechischen als vom germanischen vocalismus ausgeht. Eine ansicht, die mehrfach Brugmann zugeschrieben wird, dass das *α* im Griechischen häufig schwacher oder anaptyktivocal sei, rührt nicht von ihm, sondern von Humperdinck her. Letzterer sagt in der vorhin angeführten schrift „Die vocale und die phonetischen erscheinungen ihres wandels in sprachen und mundarten" s. 43 f. anm.: „Statt des unbestimmten vocals, unter welchem Curtius doch wol nur einen zwischen *a* und *i* oder *u* schwankenden verstehen kann, dürfte dann in liquida-silben bloss der unklare halbvocalische stimmklang anzunehmen sein, ähnlich dem § 37 erwähnten der slav. sprachen oder dem *ṛ* des Sanskrit. Es ist nicht undenkbar, dass auch das Griechische einmal solche silben gehabt habe. Vergleicht man

δ-έ-ρκω ἔ-δρακ-ον, κλ-έ-πτω ἐ-κλάπ-ην
τρ-έ-πω ἔ-τραπ-ον, στ-έ-λλω ἔ-σταλ-ον
mit *π-ε-ίθω ἔ-πιθ-ον, φ-ε-ύγω ἔ-φυγ-ον*

und anderen verben ohne liquida, so fällt bei den ersten vier verben das mit der liquida obligat sich einstellende *α* auf, und man kommt zu der vermutung, dass dasselbe nur durch den trieb zur klärung des undeutlichen halbvocalklanges ursprünglicher stämme *d'rk* (skr. *dṛç*), *k'lp*, *t'rp*, *st'l* herbei geführt sei. Im präsens erscheint die volle gunierung mit vortretendem *e*: *δέρκω, στέλλω* wie *πείθω, φεύγω*". Aber es bleibt Brugmann das verdienst, diese beobachtung Humperdincks von den *r*- und *l*-wurzeln auch auf die nasalwurzeln ausgedehnt zu haben; vgl. unten s. 29.

Den ausschlag für die annahme eines ursprünglich bunten vocalismus hat die berücksichtigung der resultate gegeben, zu denen inzwischen die untersuchung der indogermanischen gutturale geführt hatte. Wie man weiss, hat Ascoli diese untersuchung in neuerer zeit wieder angeregt und den beweis geführt, dass die grundsprache mehr als eine gutturalreihe besessen

hat. Ascolis resultate sind von Schmidt in seiner epochemachenden schrift über die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen (1872) berücksichtigt. Durch diese schrift ist Ficks buch „Die ehemalige spracheinheit der Indogermanen Europas“ (1873) hervorgerufen, in welchem die frage für die tenues im wesentlichen zum abschlusse gebracht ist. In einer anzeige des Fickschen buches, Jen. lit.-ztg. 1874 art. 201 hat Schmidt auf den zusammenhang des sanskr. *c* und griech *τ* hingewiesen. Schmidt sah in dieser entsprechung eine der übereinstimmungen zwischen Indisch und Griechisch, die auf eine engere verwandtschaft beider sprachen weisen. Gegen diese anschauung ist G. Curtius aufsatz „Griech. *τ* u. sanskr. c“, Stud. VII s. 265—272, gerichtet, dessen einwände Schmidt in der Jen. lit.-ztg. 1875 art. 588 zu entkräften suchte. Dann ist die gutturalfrage von Hübschmann in dem aufsatze „Ueber die stellung des Armenischen im kreise der indogermanischen sprachen“ (K. Z. 23 s. 5—49) und von Herm. Möller in der schrift „Die palatalreihe der indogerm. grundsprache im Germanischen“ (Leipz. 1875) verwertet und weiter gefördert. Ich habe in diesen Beiträgen bd. III s. 189 ff. und zwar im anschlusse an Grassmann (K. Z. 9, 15 ff) und Havet (Mémoires de la soc. de ling. II 266 ff) die erste gutturalreihe Ficks als *q*-reihe[1]) zu erweisen gesucht. Ascoli, dem Hübschmann folgt, hatte bemerkt, dass die dieser *q*-reihe angehörigen arischen palatale zum teil durch nachfolgendes *i* veranlasst sind. Die im eingange dieses aufsatzes genannten gelehrten haben gefunden, dass sie ausser vor *i* noch vor demjenigen *a* stehen, dem ein europäisches *e* entspricht. Am eingehendsten und besten hat Schmidt dies gezeigt. Damit ist bewiesen, dass das europäische *e* in die grundsprache zurück

---

[1]) Bersus ausführungen in seiner kürzlich erschienenen schrift „Die gutturalen und ihre verbindung mit *v* im lateinischen“ s. 4 ff. veranlassen mich nicht, diese ansicht aufzugeben. Ich denke bei anderer gelegenheit auf die frage des näheren zurückzukommen. — Ausserdem will ich bemerken, dass es mir erfreulich ist, meine annahme einer ursprachlichen *q*-reihe (*q g gh*) jetzt auch von Brugmann, der bisher mein *k* und *q* (Ficks *ḳ* und *k*) als k_1 und k_2 unterschied, in seiner Griech. grammatik acceptiert zu sehen. Doch weiss ich nicht, weshalb Brugmann mir seinen dank für das, was er von mir gelernt hat, dadurch zu erkennen gibt, dass er (s. 34) bei angabe der literatur über die gutturale und palatale gerade meine arbeit verschweigt.

reicht. Es ist ferner dadurch höchst wahrscheinlich gemacht, dass der vocal, auf den das europäische *e* zurückgeht, auch in der grundsprache schon ein wirkliches *e* gewesen ist, nicht — wie Amelung und Brugmann wollten — ein mittellaut zwischen *a* und *e*. Ich bin demgemäss bereits in diesen Beitr. II 304 f. dafür eingetreten, statt des a_1 der grundsprache ein *e* zuzuschreiben. Allmählich sind auch diejenigen, die anfangs noch das a_1 vorzogen, zu meiner annahme übergegangen [1]); die existenz eines grundsprachlichen *e* wird heute von allen angenommen, die mit den untersuchungen Amelungs, Verners und ihrer nachfolger fortgeschritten sind.

Die annahme eines ursprünglichen *e* neben *a* zieht die weitere eines *ē* neben *ā* — für welche der nachweis des gemeinsam europäischen *ē* (vgl. oben s. 19 f.) die voraussetzung bildet —, ferner die eines *ei* neben *ai* und eines *eu* neben *au* nach sich. Auch für die mehrzahl dieser weiteren annahmen gibt das palatalgesetz sichere anhaltspunkte.

Die geschichte der arischen palatale also beweist die existenz eines grundsprachlichen *e*, *ē*, *ei*, *eu*. Welches recht aber haben wir, aus den von Schleicher für die ursprache allein zugelassenen *a*, *ā*, *ai*, *au* ausserdem noch ein *o*, *ō*, *oi*, *ou* abzu-

---

[1]) Brugmann K. Z. 27 s. 201 ff. scheint mir im unrechte zu sein, wenn er die sache zu seinen gunsten so zu wenden sucht, als bestehe zwischen dem a_1 und *e*, dem a_2 und *o* u. s. w. kein wesentlicher unterschied. Wer die verschiedenen theorien über das problem der „färbung" der *a*-laute unbefangen vergleicht, der wird, glaube ich, zu der überzeugung kommen, dass es sich dabei vornehmlich um drei verschiedene auffassungen handelt. 1) Nach der älteren ansicht gilt der arische vocalismus in dieser beziehung als die grundlage des europäischen. 2) Nach der Amelung-Brugmann'schen ansicht gehen der arische und der europäische vocalismus auf einen gemeinsamen grundtypus zurück, der in der mitte zwischen beiden stand und die keime zu beiden enthielt. 3) Nach meiner ansicht hat der europäische vocalismus in seiner ursprünglichen, im wesentlichen zum griechischen stimmenden gestalt als grundlage des arischen zu gelten. — Brugmann hebt einseitig das hervor, was seine anschauung mit der meinigen im gegensatze zu der älteren gemein hat. Man muss aber doch auch das in betracht ziehen, was seine auffassung mit der älteren im gegensatze zu der meinigen gemein hat. Dabei scheint mir vor allem ins gewicht zu fallen, dass Brugmann, ebenso wie Amelung, noch mit einem fusse in der theorie von den drei grundvocalen *a i u* steckt: nicht die annahme eines a_1 und a_2 sondern die eines *e* und *o* bedeutet den definitiven bruch mit dieser theorie.

lösen und letztere ebenfalls als grundsprachlich hinzustellen? Die antwort lautet: die ursprüngliche existenz der *o*-färbung neben der *a*-färbung ergibt sich aus der vergleichung der griechischen mit den germanischen ablautsreihen, sobald man die ursprüngliche existenz der *e*-färbung als ausgemacht ansieht. Ich habe diesen satz in dieser form bereits im j. 1877, nachdem sich mir vorher die ursprünglichkeit des *e* aus den palatalen ergeben hatte, in Ficks grammatischer societät vorgetragen. Meine absicht, denselben eingehend zu begründen, gab ich auf, als ich später in de Saussures buche: „Mémoire sur le système primitif des voyelles" s. 51 wesentlich dieselben erwägungen angestellt fand, um das „*A*" vom „a_2" zu scheiden. Der beweis lässt sich in möglichster kürze etwa folgendermassen fassen.

Dem germanischen ablaute *e : a* (z. b. *neman, nam* = nhd. nehmen, nahm) entspricht der griechische *ε : ο* (z. b. *δέρκομαι, δέδορκα;* vgl. *νέμω, νομός*); dem germanischen ablaute *ē : ō* (z. b. got. *lētan, lailōt*) der griechische *η : ω* (z. b. *ῥήγνυμι, ἔρρωγα*); dem germanischen ablaute *a : ō* (z. b. *faran, fōr*) der griechische *α : ᾱ* (z. b. *ἄγνυμι, ἔᾱγα* d. i. *ϝάγνυμι, ϝέϝᾱγα*).

Also	griechisch				germanisch		
I.	*ε*	:	*ο*	=	*e*	:	*a*
II.	*η*	:	*ω*	=	*ē*	:	*ō*
III.	*α*	:	*ᾱ*	=	*a*	:	*ō*

Es springt die tatsache in die augen, dass im Griechischen die *o*-färbung nur in der ablautsreihe I und II als pendant der *e*-färbung erscheint, während die *a*-färbung reinlich abgesondert von beiden in der ablautsreihe III ganz für sich dasteht. Die ausnahmen dieses verhältnisses, wie in *ἔδρακον* neben *δέρκομαι* und *δέδορκα* sind nur scheinbare, d. h. erst durch secundäre entwickelung entstanden. Sie werden grösstenteils weggeräumt durch Humperdincks oben (s. 22) erwähnte annahme, dass das griech. *α* in liquidasilben sich aus einem unbestimmten halbvocalklange entwickelt hat, und durch Brugmanns gleichfalls schon erwähnte annahme (Curtius Studien IX 285 ff.), dass griechisches *α* oft geradezu einen ursprünglichen silbebildenden nasal fortsetzt.

Im Germanischen ist griechisches *ο* und *α* gleichmässig durch *a*, griechisches *ω* und *ᾱ* gleichmässig durch *ō* vertreten.

Führt man das germanische ō [1]), wie es von jeher üblich ist, auf vorgermanisches ā zurück, so erhält das obige schema folgende modification:

	griechisch				vorgermanisch		
I.	ε	:	ο	=	e	:	a
II.	η	:	ω	=	ē	:	ā
III.	α	:	ᾱ	=	a	:	ā

Das zusammengehen der *o*-färbung mit der *e*-färbung im Griechischen bleibt rätselhaft, wenn man, wie es früher geschah, die *o*-färbung als spaltungsform der *a*-färbung ansieht. Denn das würde zu der eigentümlichen annahme führen, die Griechen hätten die spaltung benutzt, um einer sonderbaren grille zu liebe ein vocalspiel zwischen der *e*-färbung und der *o*-färbung herzustellen; sie hätten, als sie die angebliche spaltung des *a* und *ā* in *α*, *ο* und *ᾱ*, *ω* in einer verbal- oder nominalform vornahmen, sich zunächst nach anderweitigen formen derselben wurzel umgesehen, um sich zu überzeugen, ob das zu spaltende *a* einer *e*-wurzel oder einer *a*-wurzel angehöre und hätten demgemäss ihre wahl unter den beiden färbungen der spaltung getroffen. Wer den Griechen ein derartiges verfahren bei der entwickelung ihres vocalsystemes nicht zutraut, der wird die meinung aufgeben, dass die griechischen *o*-vocale den umweg einer abspaltung aus *a*-vocalen gemacht hätten. Er wird zwischen der *o*-färbung und der *a*-färbung einen genetischen unterschied statuieren, d. h. die vocale *ο* und *ω*, wo sie mit *ε* und *η* im ablautsverhältnisse stehen, unmittelbar auf dieses *ε* und *η* beziehen und sie als ursprachliche umfärbungen dieser *e*-vocale erklären. Den grund dieser alten umfärbung des *e* in *o* aufzudecken haben sich G. Meyer (K. Z. 24 s. 248 ff.) [2]), Mahlow (Die langen vocale *ā ē ō* s. 161), H. Möller (Paul u. Braunes Beitr. VII 492 ff.) und Fick (Gött. gel. anz. 1880 s. 422 ff.), namentlich letzterer, mit erfolg bemüht. Diese ge-

---

[1]) Das germanische *ŏ* muss bei dieser frage ganz aus dem spiele bleiben. Amelung „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im Deutschen" (Berlin 1871) s. 53 ff. u. Ztschr. f. d. alt. 18, 209 f. hat erkannt, dass dieses *ŏ* erst innerhalb des Germanischen aus dem stimmtone silbebildender nasale und liquiden entwickelt ist. — [2]) G. Meyer hält dort allerdings noch an der annahme einer spaltung des *a* in *a e o* fest.

lehrten haben sehr wahrscheinlich gemacht, dass das *o* (*ō*) aus dem *e* (*ē*) in nachtoniger silbe entsteht.

In dem germanischen *a* sind demnach die vocale *a* und *o*, in dem germanischen *ō* die vocale *ā* und *ō* zusammengeflossen.

Der ansatz eines ursprünglichen *o* und *ō* zieht folgerichtig auch den eines *oi* und *ou* nach sich, nachdem sich bei der *e*-färbung mit der ursprünglichen existenz des *e* auch die des *ei* und *eu* ergeben hat. Wie im Germanischen ursprüngliches *o* in *a* übergeht, so ist dort ursprüngliches *oi* in *ai* und ursprüngliches *ou* iu *au* umgewandelt; die aus *oi* und *ou* entstandenen diphthonge sind mit dem alten *ai* und *au* im Germanischen zusammengefallen.

Auf grund dieser erwägungen habe ich bereits in diesen Beitr. II 304 f. die dreifache färbung (*a e o*) sowohl bei kurzen wie bei langen vocalen und bei *i*- und *u*-diphthongen der grundsprache zugeschrieben [1]).

2. Die *i*-reihe und die *u*-reihe sind glieder der *a*-reihe.

Ganz allmählich hat sich die erkenntnis bahn gebrochen, dass Schleichers *i*-reihe und *u*-reihe nichts als besondere erscheinungsformen seiner *a*-reihe sind, und zwar desjenigen teiles der *a*-reihe, den wir jetzt als *e*-reihe oder *e/o*-reihe bezeichnen.

Hand in hand mit ihr geht die einsicht, dass die grundstufe der *i*-reihe und der *u*-reihe in den vocalen *ei* und *eu* zu suchen ist, die Schleicher als „erste steigerung“ bezeichnete und dass Schleichers „wurzelvocale“ oder „grundvocale“ *i* und *u* aus diesen diphthongen entstanden sind, indem durch einfluss des accentes das *e* in unbetonten silben wegfiel.

Die untersuchung des gegenseitigen verhältnisses der *a*-reihe, der *i*-reihe und der *u*-reihe und die untersuchung der schwachen formen dieser vocalreihen berührt sich vielfach mit den vorhin erwähnten theorien. Die anfänge der neuen auffassung aber reichen hier noch weiter zurück als dort.

Man weiss, dass die indischen grammatiker parallel der guna- und vriddhisteigerung der *i*- und *u*-reihe eine steigerung

---

[1]) Ich darf dies wol namentlich auch deshalb in erinnerung bringen, weil Brugmann in seiner Griech. grammatik vergessen hat, diesen gegen ihn gerichteten aufsatz zu erwähnen.

des *ṛ* zu *ar* und *ăr* innerhalb der *a*-reihe annehmen. Eine bestätigung dieser auffassung glaubte Franz Miklosich (Vergl. grammatik d. slav. Sprachen bd. I s. 35 u. 138 ff. d. ersten aufl. vom j. 1852) in dem vocalismus der slavischen sprachen zu finden. Er stellte indisches *ṛ* slavischem *rъ* gleich, leitete beide aus einem ursprünglichen *r*-vocal ab und betrachtete die steigerungen dieses *r*-vocals als gleichartig mit denen des *i*- und *u*-vocals. Miklosich hat diese ansicht im j. 1875 gelegentlich der zweiten aufl. seiner Vergl. grammatik in der einleitung zum 2. bande (s. I—XX) nochmals eingehend begründet und verteidigt. Seine ansicht ist von der heutigen sprachwissenschaft angenommen worden, nachdem sich herausgestellt hat, dass nicht nur das Indische und Slavische, sondern auch das Litauische, Germanische, Griechische u. s. w. ursprünglich den *r*-vocal kannten. Für das Litauische ist, wie gleich hier erwähnt werden mag, dieser nachweis geführt von V. Jagić in dem aufsatze: „Ueber einen berührungspunct des altslovenischen mit dem litauischen vocalismus“ (Archiv f. slav. philologie III s. 95 ff.)

Zu einer ähnlichen ansicht wurde von den germanischen sprachen aus Arthur Amelung in seiner oben s. 20 genannten schrift „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung“ (1871) geführt. Er glaubte für die germanischen sprachen vocallose liquidasilben, oder, wie er sich auch ausdrückt (s. 56), formen mit silbenbildender liquida annehmen zu sollen, in denen sich späterhin vor dem *l m n r* der vocal *ŏ* entwickelt habe. Das *o* steht, wie Amelung s. 56 richtig erkennt, „an stelle eines schon im Westarischen durch wirkung des accentes ausgefallenen oder doch auf das geringste maass von klangstärke reducierten *e*“.

Ein dritter versuch, der sich in der gleichen richtung wie Miklosichs und Amelungs annahmen bewegt, rührt her von G. Humperdinck in dem bereits mehrfach von mir erwähnten programme „Die vocale u. die phonetischen erscheinungen ihres wandels“ (1874). Ich habe die stelle dieser schrift, die für unsere frage besonders in betracht kommt, ob. s. 22 mitgeteilt. Humperdinck geht vom Griechischen aus. Er setzt das verhältnis von *δέρκω : ἔδρακον, τρέπω : ἔτραπον* u. ä. mit dem von *πείθω : ἔπιθον* oder *φείγω : ἔφυγον* in parallele, folgert für formen wie *ἔ-δρακον, ἐ-κλάπ-ην, ἔ-τραπ-ον, ἔ-σταλ-ον* ursprüng-

liche stämme wie *d'rk, k'lp, t'rp, st'l,* wobei er auf die *a*-färbung des anaptyktischen vocals im Griechischen aufmerksam macht, und setzt die liquidae derartiger silben dem slavischen *rъ* und dem indischen *ṛ* gleich.

So hatte man sich von verschiedenen seiten der annahme genähert, dass den „grundvocalen" der *o*- und *u*-reihe silbebildende liquidae der *a*-reihe entsprechen. Auch auf die ursache der entstehung derartiger silbebildender liquiden war schon hingewiesen. Schon im j. 1864 hatte Benfey in seinem leider unvollendet gebliebenen aufsatze „Ueber *ṛ, ṝ* und *ḷ*" (Orient u. Occident III s. 1—77) den nachweis geführt, dass indisches *ṛ* eine durch den accent herbeigeführte schwächung aus *ar* ist.

Auf den von Benfey eingeschlagenen weg ist man allgemein zurückgeführt durch die beiden aufsätze Verners, deren titel ich dem leser wol nicht nochmals zu wiederholen brauche. Verner lässt germanisches *o* vor *r l m* und *n* in unbetonten silben aus *a* entstanden sein, während der übergang des *a* in *e* nur in betonten silben erfolgt sei.

An Verners arbeiten schliessen sich die oben s. 21 erwähnten der junggrammatischen schule, unter denen Brugmanns aufsatz „Nasalis sonans in der indogermanischen grundsprache" (Curtius Stud. IX 1876 s. 285 ff.) der wichtigste ist. Bereits Benfey hatte an verschiedenen stellen seiner Kurzen sanskrit-grammatik (s. 128 anm. 5; s. 216 § 373, 2; s. 284 anm. 1) darauf hingewiesen, dass sskr. *a* mehrfach durch den einfluss des auf die folgende silbe fallenden hochtons aus *an* entstanden sei. In gleichem sinne äusserte sich Joh. Schmidt (1876) K. Z. 23 s. 276 anm.: „In *tatá-s, hatá-s, çatá-m, tudatī́, así-s* (*ensis*), *vastí-s* (lat. *vensi-* zu *vensica* weitergebildet . . .), *ānaçús, abhrá-m* (ὄμβρος, ἀφρός) u. a. ist der nasalschwund deutlich durch dieselbe ursache veranlasst, welche die wandelung von **sthatá-s*, **kartá-s*, **papatimá* in *sthitá-s, kṛtá-s, paptimá* bewirkt hat, d. h. durch den unmittelbar hinter die silbe fallenden hochton". Einem solchen indischen *a* entspricht im Griechischen ebenfalls *α*, im Germanischen die lautverbindung *un*; letztere ist nach Amelung (vgl. oben s. 28) aus silbebildendem *n* hervorgegangen. Brugmann nun nahm an, dass auch das indische und griechische *a* in solchen fällen zunächst auf einen silbebildenden nasal zurückgehe. Diese beobachtung

hat mit recht beifällige aufnahme gefunden. Die theorie der silbebildenden liquiden ist durch sie in erwünschter weise vervollständigt und gestützt worden. Jedoch glaube ich, dass Brugmann die bedeutung seines aufsatzes über die „nasalis sonans" überschätzt, wenn er neuerdings in seiner Griech. grammatik (§ 5 anm. 2) die „umgestaltung der vocalismuslehre" mit ihm überhaupt erst beginnen lässt.

Es mag an dieser stelle ein werk erwähnt werden, das zwar nicht unmittelbar die untersuchung des vocalismus angestrebt, aber indirect dieselbe erheblich gefördert hat, indem es den wort- und formenschatz der altindischen sprache auf der grundlage, die durch das Petersburger wörterbuch geschaffen war, vollständig in bequem zugänglicher form und namentlich in einer für grammatische untersuchungen äusserst zweckmässigen ordnung vereinigte: ich meine Grassmanns in den jahren 1873—1875 veröffentlichtes wörterbuch zum Rig-Veda.

Was bis zum jahre 1878 über das wesen und die geschichte der vocalabstufung ermittelt war, ist zusammengefasst [1]) in einer schrift von Ferd. Masing „Das verhältniss der griechischen vocalabstufung zur sanskritischen" (Petersb. 1878). Der verf. stellt die abstufung der *a*-reihe mit recht so dar, dass der grundvocal a_1 (= *e*) in unbetonten silben schwinde. Was die *i*-reihe und die *u*-reihe anlangt, so ist er der meinung, dass dort in unbetonten silben der grundvocal erhalten sei. Die erkenntnis, dass die *i*-reihe und die *u*-reihe teile der *e*-reihe sind, findet sich bei ihm noch nicht. Ebenso wenig ist es ihm gelungen über das verhältnis der langen vocale ins klare zu kommen; er nimmt nur einen langen *a*-vocal an.

Ist es glaublich, dass in der *i*-reihe und der *u*-reihe der grundvocal an denselben stellen erhalten sei, an denen er in der *a*-reihe schwindet? Lässt sich nicht für die behandlung der vocale in allen drei reihen eine einheitliche auffassung des ablautes finden? Und wenn der accent bei der *a*-reihe in unbetonten silben zur ausstossung des grundvocals geführt hat, sollte dann nicht auch bei der vermeintlichen *i*-reihe und *u*-reihe in den unbetonten silben, in denen man den grundvocal sucht, vielmehr eine schwächung vorliegen?

---

[1]) Manches freilich, namentlich die aufstellungen Begemanns und Humperdincks, ist Masing entgangen.

Diese fragen hat man sich auf verschiedenen seiten vorgelegt, und mehrere gelehrte sind unabhängig von einander zu demselben resultate gekommen. Sie haben erkannt, dass die vermeintlichen grundvocale der *i*- und *u*-reihe schwächungen der diphthonge *ei* und *eu* sind. Die lautverbindungen *ei* (=*ej*) und *eu* (= *ev*) stehen auf einer linie mit den lautverbindungen *er, el, em, en;* wie *er* in unbetonter silbe zu *r̥* oder *en* in unbetonter silbe zu *n̥*, so ist *ei* (oder *ej*) in unbetonter silbe, durch verlust des *e* zu *i* geworden. Die vermeintlichen „grundvocale" der *i*- und *u*-reihe erscheinen darnach als schwächungen, die vermeintliche „erste steigerung" als grundstufe und damit geht das anscheinend eigenartige system der *i*- und *u*-reihe auf in dem allgemeinen systeme der *e*-reihe.

Mir ist diese theorie, mit der die Schleichersche ansicht über das system des indogermanischen vocalismus definitiv aufgegeben wird, zuerst im j. 1878 in den vorlesungen meiner lehrer August Fick und Johannes Schmidt entgegen getreten [1]). Aber sie war, wie ich seitdem von Schmidt und von Bezzenberger erfahren habe, schon 5 jahre früher, und zwar mit der richtigen begründung ausgesprochen von W. Begemann in seiner schrift „Das schwache präteritum der germanischen sprachen" (Berlin 1873) s. X f. Ich möchte zu meinem teile dazu beitragen, dass Begemann, ebenso wie der vorhin genannte Humperdinck, in sein rechtmässig erworbenes besitztum eingesetzt und zu den begründern der neueren vocaltheorie gerechnet wird. Aus diesem grunde führe ich die eben angezogene stelle wörtlich an:

„Die vergleichende sprachforschung hat selbst zur erschütterung des alten steigerungssystems den ersten schritt getan, indem sie nach Bopps vorgange die *r*-vocale des Sanskrit als kürzungen darstellt. Pott vertritt noch die alte auffassung

---

[1]) Fick hat sie noch in demselben jahre in seinem aufsatze „Zum aorist- und perfectablaut im Griechischen" (in diesen Beitr. IV s. 167—191) bei der darstellung des ablautes der griechischen verba verwertet. Um dieselbe zeit haben auch Paul („Ueber das vocalsystem des Germanischen auf grundlage der neuesten forschungen" Verhandlungen der 33. versamml. d. philologen u. schulmänner in Gera, 1878, s. 117—120), Ferd. de Saussure („Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes" Leipz. 1879, s. 124 ff.) und andere sich zu der gleichen theorie bekannt.

(Wurzelwörterbuch II, 1 s. 2 ff.; Etymol. forschgn. II² s. 653) und bemerkt ganz richtig: 'Man gibt aber mit umdrehung des früher angenommenen verhältnisses (*r*-vocal und daraus *ar, âr* u. s. w., während man jetzt den *r*-vocal für kürzung hält) der theorie über bildung von guna und vriddhi durch vorschieben von *a* und *â* vor den zu steigernden vocal mindestens einen schweren stoss, wenn sie nicht gar hierdurch ganz über den haufen fällt'. Die einwände, welche Pott gegen die neuerung erhebt, erscheinen mir nicht stichhaltig, ich ziehe deshalb die von ihm angedeutete consequenz und betrachte auch *i* und *u*, wo sie angeblich gesteigerten *ê (ai) âi* und *ô (au) âu* gegenüberstehen, als kürzungen. Ein eclatantes beispiel für die unnatur der jetzigen ansicht ist das verhalten der präsensformen von skr. *é'mi* (ich gehe) neben denjenigen von *ásmi* (ich bin) und *bibhármi* (ich trage); ich stelle dieselben neben einander, wobei ich der grösseren deutlichkeit wegen *ai* für *ê* setze:

sing.	*ásmi*	*áimi*	*bibhármi*
	ási	*áishi*	*bibhárshi*
	ásti	*áiti*	*bibhárti*
dual.	*svás*	*ivás*	*bibhṛvás*
	sthás	*ithás*	*bibhṛthás*
	stás	*itás*	*bibhṛtás*
plur.	*smás*	*imás*	*bibhṛmás*
	sthá	*ithá*	*bibhṛthá*
	sánti	*jánti*	*bíbhrati.*

Die dual- und pluralformen von *ás-mi* und *bibhár-mi* erklärt man als verstümmelungen der grundformen *as-vás as-más* und *bibhar-vás, bibhar-más,* dagegen soll bei *áimi* umgekehrt in *i-vás i-más* der ursprüngliche stamm oder die wurzel und in *ái-mi* die spätere zufügung eines *a* vorliegen. Wer kann mit nüchternem sinne so etwas glauben? Es muss jedem unbefangenen die überzeugung sich aufdrängen, dass *i-vás i-más* wie *s-vás s-más* vorn eines *a* verlustig gegangen und also auf *ai-vás ai-más* zurückzuführen sind".

Begemann stiess mit diesen wie mit anderen aufstellungen damals auf allgemeinen widerspruch, liess sich aber dadurch an der richtigkeit seiner ansicht nicht irre machen. Er kommt in einer zweiten schrift „Zur bedeutung des schwachen präteritums der germanischen sprachen" (Berlin 1874) s. XL ff.

auf unsere frage zurück. Auch diese stelle verdient in extenso ausgehoben zu werden.

„. . . ., hier ziehe ich noch einige reduplicierte präterita in betracht und bitte unbefangen meine ansicht mit der bisherigen zu vergleichen. Zunächst steht fest, dass schon in der indogermanischen zeit einzahl und mehrzahl geschieden waren, die übereinstimmung von skr. *vḗda* (d. i. *váida*) *vidmá* = gr. *οἶδα ἴδμεν* = got. *vait vitum* macht dies unzweifelhaft. Im Sanskrit und im Gotischen (resp. im Germanischen) hat das verhältnis fortgedauert, im Griechischen sind nur noch geringe spuren davon vorhanden, für gewöhnlich hat die angleichung der mehrzahl an die einzahl den unterschied verschwinden lassen. Im Lateinischen und in den neueren germanischen sprachen ist ebenfalls gleichmachung erfolgt, bei uns haben nur noch die alten präterito-präsentia zum teil das ursprüngliche fortgesetzt, das nhd. *weiss wissen* überragt an altertümlichkeit weit das lat. *vidi vidimus.* Es fragt sich nun: ist der kurze vocal der mehrzahl oder der diphthong der einzahl ursprünglicher? Die sprachwissenschaft behauptet nach dem vorgange der indischen grammatiker das erstere, sucht man aber nach den beweisen, so fehlen diese gänzlich, die kürzung der mehrzahl darf deshalb mit demselben rechte behauptet werden. Ich nehme mir diese freiheit, weil die betrachtung analoger fälle in der mehrzahl des perfectums jeden unbefangenen dahin führen muss. Erwägen wir zuerst perfecta von verben mit innerem *r*, welche in der einzahl *ar* und in der mehrzahl *ṛ* zeigen: neben den singularformen *tatárpa dadárça sasárpa* stehen die pluralformen *tatṛpús dadṛçús sasṛpús.* Die indischen grammatiker lehren ganz consequent, dass auch hier die wurzelform mit *ṛ* die ursprünglichere sei, dagegen hat die neuere sprachforschung sich zu der gewiss richtigeren auffassung bekannt, dass vielmehr dieses *ṛ* aus dem *ar* der einzahl gekürzt sei. Der grund der kürzung ist auch ganz leicht ersichtlich: die betonung der endung schwächte den stamm, während in der einzahl durch den ton der stamm geschützt wurde. Und dem gegenüber soll in *vḗda (váida) vidús* ein anderes verhältnis vorliegen? Auch sonst zeigt sich überall schwächung in der mehrzahl und niemand zweifelt daran, dass formen wie *ǵagmús ǵaǵñús vividhús vivicús sushupús ûshús íǵús* aus *ǵagamús ǵaǵanús*

vivjadhús vivjacús sushvapús uvacús uvasús ijaǵús gekürzt sind, gegenüber den volleren singularformen. Woher in aller welt nimmt man da die berechtigung für die behauptung, dass allein bei den angeblichen *i*- und *u*-wurzeln in der mehrzahl die ursprüngliche lautgestalt enthalten sei? Es ist auch nicht der geringste grund vorhanden, im gegenteil eine kalte vergleichung der gesammtverhältnisse muss jede lostrennung von pluralen wie *bibhidús bubhuǵús* von den übrigen unzweifelhaft gekürzten pluralformen als durchaus willkürlich erscheinen lassen: wenn *dadṛçús* aus *dadarçús* gekürzt ist, so sind auch *bibhidús bubhuǵús* aus *bibhaidús bubhauǵús* hervorgegangen. Die sache ist so einfach und selbstverständlich, dass es mir unbegreiflich ist, wie überhaupt jemals eine andere auffassung platz greifen konnte. Die lehre der indischen grammatiker kann doch für uns nicht massgebend sein, überdies ist man ja auch in betreff der *ṛ*-vocale bereits von ihnen abgegangen. Wenn also skr. *bibhidús* und *bubhuǵús* auf *bibhaidús* und *bubhauǵús* zurück gehen, so sind auch got. *bitun* und *bugun* aus *baitun* und *baugun* entstanden, natürlich nicht erst in germanischer zeit, sondern schon früher, wie got. *vitum* = skr. *vidmá* = gr. *ἴδμεν* (für älteres *ἰδμέν*) zeigen".

Ich habe die untersuchungen über den ablaut bis zu dem punkte zu skizzieren gesucht, wo die wichtigsten grundlagen des neuen, von dem Schleicherschen schliesslich sehr abweichenden systemes als bewiesen gelten konnten [1]). Wer

---

[1]) Ausserdem mögen hier in der anmerkung noch einige aufstellungen berührt werden, die mehr dem ausbau als der grundlegung des neuen systemes dienen, indem sie fragen behandeln, deren abschliessende beantwortung zukünftiger forschung vorbehalten bleibt. Ich rechne dahin zunächst Ficks „Schwa indogermanicum" (in diesen Beitr. IV 157 ff.). Dass die ursprache in gewissen fällen einen schwachen vocal nach art des hebräischen schwa gekannt hat, scheint mir Fick bewiesen zu haben. Aber seine stelle genau zu bestimmen, ihn von den anaptyktischen vocalen innerhalb der einzelnen sprachen zu sondern und das verhältnis zwischen einer solchen vocalreduction und der vocalausstossung festzustellen ist noch nicht gelungen. — Manche der lauterscheinungen, die Fick durch den ansatz eines ursprüngl. schwa zu erklären sucht, hat in einem ganz anderen zusammenhange F. de Saussure im VI. kap. seines mehrfach erwähnten, sehr anregenden buches „Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes" (s. 289 ff.) be-

diese untersuchungen überblickt, der sieht leicht, dass die neuen ansichten sich ganz allmählich herausgebildet haben, und dass die lösung der probleme, um die es sich dabei handelte, von den verschiedensten seiten her in angriff genommen und gefördert ist. Die von freunden Brugmanns aufgestellte behauptung, die heute geltende vocaltheorie rühre von diesem gelehrten her, hat denselben wert, wie ihn die behauptung haben würde, diese vocaltheorie rühre etwa von Benfey oder Amelung oder Begemann oder Humperdinck oder Verner oder Fick oder Schmidt her. Alle diese gelehrten, und mit ihnen andere, haben sich wesentliche verdienste um die förderung der forschung erworben. Aber so wenig ein gelehrter auf alles anspruch machen kann, was seit Bopp in der vergleichenden sprachwissenschaft geleistet ist, so wenig darf ein gelehrter den anspruch erheben, die heute geltende vocaltheorie gefunden zu haben. Es scheint mir auch nicht gerecht, dieses verdienst Brugmann in dem sinne zuzuweisen, als sei von ihm die erste anregung[1]) oder der wesentlichste anstoss zu der

---

handelt. Seine annahme dass die grundsprache neben den einfachen auch lange silbebildende consonanten (*r̥̄ m̥̄ n̥̄*) gekannt habe, zu ersteren in demselben verhältnisse stehend wie die langen vocale *ī* und *ū* zu den kurzen *i u*, hat mit recht vielfache zustimmung gefunden. Sucht man aber mit de Saussure die entstehung dieser längen zu begreifen oder auch nur die längen von den kürzen streng zu scheiden, so hat man das gefühl sich auf einem sehr unsicheren boden zu bewegen, auf welchem man den eben so scharfsinnigen wie complicierten theorien de Saussures nicht ohne weiteres folgen darf. — Mit de Saussures theorie des *ī* und *ū* berührt sich weiterhin auch Wilh. Schulzes annahme ursprünglicher *āi*-wurzeln (K. Z. 27, 420 ff.), nach welcher *ī* als tieftonige parallele eines hochtonigen *āi* erscheint. Ich will dabei erwähnen, dass Joh. Schmidt in seinen vorlesungen bereits im j. 1879 tieftoniges *ū* in bestimmten fällen auf hochtoniges *āu* zurückführte. — Sämmtliche ablautserscheinungen hat Joh. Schmidt K. Z. 25, 10 unter folgende allgemeine formel zu bringen gesucht: der auf die folgende silbe fallende hochton verkürzt die vorhergehende um je eine more, kurzer vocal schwindet, langer wird verkürzt. — Endlich mag in diesem zusammenhange hingewiesen werden auf die beiden von Joh. Schmidt K. Z. 25, 30 f. und 53 f. aufgestellten betonungsgesetze, wonach ein vocal unter bestimmten umständen doppelte verkürzung erleidet, so dass auch ein ursprünglich langer vocal ganz schwinden kann.

[1]) Diese meinung finde ich ganz kürzlich in Hübschmanns schrift: „Das indogermanische vocalsystem" (Strassb. 1885) s. 1 ausgesprochen.

bewegung ausgegangen, die schliesslich zu der aufstellung einer neuen vocaltheorie geführt hat. Die frage nach dem gegenseitigen verhältnisse des arischen und des europäischen vocalismus ist seit Schleichers Compendium und seit der Curtius-Müllenhoffschen annahme eines gemein-europäischen *e* im flusse geblieben. Wenn auch Brugmann selber der meinung, dass ihm der wesentlichste anteil zukomme, durch mittel wie die oben s. 15 anm. 3 und s. 30 erwähnten vorschub zu leisten gesucht hat und vielleicht vorläufig bei solchen glauben findet, die nicht in der lage sind sich über den wirklichen sachverhalt zu orientieren, so wird doch schliesslich — davon bin ich überzeugt — der wahrheit der sieg verbleiben.

Ferner ergibt die prüfung des wahren sachverhaltes, dass die von Brugmann und seinen freunden ausgehende behauptung, die sprachwissenschaft habe ihr verändertes aussehen in folge einer von der junggrammatischen schule aufgebrachten neuen methode erhalten, nicht zutrifft. Diese behauptung erledigt sich schon durch die tatsache, dass die geschichte der neueren vocaltheorie nicht mit der constituierung der junggrammatischen schule, sondern mit dem j. 1861 (Schleichers Compendium) oder 1864 (Curtius hypothese des europ. *e*) anhebt. Es braucht nur an die namen Miklosich, Amelung, Begemann, Humperdinck erinnert zu werden, um zu zeigen, dass es zur annahme ursprünglicher silbebildender liquiden und ursprünglicher verschiedener *a*-laute, wie zur aufstellung der neuen theorie des guna junggrammatischer grundsätze nicht bedurfte. Auch weiterhin aber hat es sich in dieser frage nicht um die ausbildung einer neuen methode sondern um die deutung gewisser sprachlicher erscheinungen, um die auffindung neuer gesichtspunkte für die erklärung bestimmter lautverhältnisse gehandelt, z. b. um die annahme, dass silbebildendes *n* im Indischen und Griechischen als *a* auftritt, um die auffassung der palatale u. dgl. Gewiss sind wir alle bei unseren versuchen, die erscheinungen des ablautes zu erklären, von der meinung ausgegangen, dass es in der sprache feste gesetze gebe. Aber mussten wir das erst von der junggrammatischen schule lernen? Hat Schleicher es von den junggrammatikern gelernt? Ist

---

Doch scheint mir Hübschmann dieselbe zugleich in der zugehörigen anmerkung dadurch zu widerlegen, dass er dort die neueren untersuchungen mit Amelungs schrift über die tempusstämme beginnen lässt.

Verner, als er die ausnahmen der lautverschiebung auf ein festes gesetz zurückführte, bei den junggrammatikern in die schule gegangen, zu einer zeit, wo an eine junggrammatische vereinigung wol noch niemand dachte? Dass es lautgesetze gibt, hat man in der vergleichenden sprachwissenschaft längst gewusst. Nicht auf diesen allgemeinen satz kam es an, sondern darum hat es sich gehandelt, für erscheinungen, deren ursache und deren zusammenhang früher rätselhaft war, eine überzeugende erklärung zu finden. Die erklärung eines problems hat die eines anderen nach sich gezogen. So sind wir allmählich weiter gekommen und es ist allmählich hell geworden auf strecken, wo früher noch undurchdringliches dunkel herschte.

Ich bekenne mich somit zu der meinung, die Schmidt in seiner anzeige der Curtiusschen schrift „Die neueste sprachforschung“ (Deutsche lit.-ztg. 1885 no. 10) in folgende worte gefasst hat: „Allgemeine erörterungen über die methode der sprachforschung, mit denen wir seit jahren übersättigt sind, fördern die sache nicht. Jeder einzelfall hat seine eigene methodik. Wer sich noch so stolz im besitze der richtigen principien wiegt, kann trotzdem im einzelfalle die allerverkehrteste erklärung geben, wenn er nicht weiss, welche gesetze gerade hier gewirkt haben, und ob überhaupt, eventuell woher deren wirkung durch analogien gestört ist. Das ist der einzige grund der gegensätze, welche nicht nur zwischen der „älteren“ und der „neuesten sprachforschung“ sondern nicht minder stark zwischen den einzelnen dem verf. (G. Curtius) in einer linie erscheinenden „neuesten“ sprachforschern bestehen. Ein beispiel mag die sache veranschaulichen. Verf. s. 65, ref. K. Z. XXVII 309 f. und Osthoff Perf. 284 f. sind einstimmig darin, dass perfecta wie *τετρίφαται* durch falsche analogie entstanden seien, aber trotz anwendung des selben „allgemeinen principes“ geben sie drei verschiedene erklärungen, ein sprechendes zeugnis für die nutzlosigkeit aller allgemeinen methodologischen erörterungen“.

Schmidt hat seine meinung etwas scharf ausgedrückt. Das gibt Brugmann (Zum heutigen stand s. 136 ff.) anlass, ihm eine behauptung unterzulegen, die er gewiss nicht hat aufstellen wollen. Der sprachforscher solle sich um die allgemeinen lebensbedingungen seines untersuchungsobjectes nicht

kümmern, solle untersuchungen über das grundwesen der sprachentwickelung und principielle erörterungen ganz bei seite lassen: das scheint mir in Schmidts worten nicht zu liegen; denn Schmidt spricht nur von öffentlichen „erörterungen über die methode der sprachforschung", nicht von untersuchungen über das wesen der sprache und des sprachwandels.

Schmidt hat dafür, dass er die bedeutung allgemeiner fragen zu würdigen weiss, lange vor der gründung der junggrammatischen schule in seiner schrift „Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen" ein genügendes zeugnis abgelegt. Auch sonst hat er allgemeine gesichtspunkte hervorgehoben, wenn ihm ein anlass dazu vorzuliegen schien, z. b. Voc. I 44: „Es ist eine vielfach zu beobachtende erscheinung, dass jedes lautgesetz in der sprache seine begrenzte zeit hat, innerhalb deren allein es wirkt. Laute und lautverbindungen, welche ihm während der zeit seiner wirksamkeit unfehlbar verfallen sein würden, bleiben unverändert, wenn sie erst nach ablauf dieser zeit entstehen".

Trotzdem scheuen sich Brugmann und Paul nicht, Schmidts worte zu benutzen, um den schein zu erregen, als fehle ihm im gegensatze zur junggrammatischen schule die fähigkeit, sich zu allgemeinen gesichtspunkten zu erheben. „Principielle untersuchungen", sagt Brugmann (s. 138) mit beziehung auf Schmidt, „sind nicht jedermanns sache und geschmack" und „Schmidt sollte doch wissen, dass und warum es mit der detailgelehrsamkeit allein nicht getan ist". Diese letzteren worte kehren in der von Brugmanns freunde Paul verfassten anzeige der Brugmannschen schrift (Lit. centr.-bl. 1885 no. 24) in der unverblümten fassung wieder, Schmidt habe nur sinn für die am einzelnen haftende detailforschung.

Ist es nötig, gegen diese gehässigen unterstellungen einspruch zu erheben? Wir alle wissen ja, wie eingehende kenntnisse Schmidt auf allen gebieten der indogermanischen sprachwissenschaft besitzt, und ich glaube es ist keiner unter uns, der sich zutraute, darin sich mit ihm zu messen. Aber wir alle wissen auch, dass die umfassenden sprachkenntnisse für Schmidt immer nur ein mittel gewesen sind, um die geschichte der indogermanischen ursprache und der einzelnen indogermanischen sprachen aufzuhellen. Er hat, wie es dem vergleichenden sprachforscher ziemt, den indogermanischen sprach-

stamm stets als ganzes zu umspannen und das einzelne im zusammenhange des ganzen zu verstehen gesucht. Allerdings aber hat Schmidt nie die auffassung begünstigt, als sei die vergleichende sprachwissenschaft nur dazu da, um die methode der sprachforschung festzustellen. Er hat auch da, wo ihn seine untersuchungen auf theoretische fragen führten, diese fragen nicht zunächst im interesse der methode, sondern zunächst im interesse der indogermanischen sprachgeschichte behandelt. Ihm gilt mit einem worte die methode nicht als selbstzweck sondern als mittel zum zwecke. Berechtigt das, ihn als einen gelehrten hinzustellen, der sich nicht über das detail zu erheben vermöge? Liegen die allgemeinen gesichtspunkte in unserer wissenschaft darin, dass man in betrachtungen über die methode dieser wissenschaft sich ergeht? Was würden die historiker sagen, wenn man ihnen zumutete, sie sollten historische untersuchungen nicht mehr mit der absicht treiben, die geschichte irgend einer epoche nach allen seiten hin aufzuhellen, denn das zeige nur sinn für detailgelehrsamkeit: sie sollten statt dessen die principien für die methode der geschichtsforschung festzustellen suchen!

Wenn die indogermanische sprachforschung in der art wie Schmidt sie betreibt, blosse detailforschung ist, dann bekenne auch ich mich gerne zur detailforschung und ich glaube, die mehrzahl der sprachforscher wird mit uns einverstanden sein. Um so mehr, als wir ja durch Brugmann erfahren haben (vgl. ob. s. 16), dass es bis vor kurzem in unsrer wissenschaft nur specialforscher gab. Alle sind nach Brugmanns urteile specialforscher gewesen, bevor die junggrammatische schule die brücke zur sprachphilosophie hinüber geschlagen hat. Wenn gelehrte wie Max Müller und Whitney in ihren bekannten werken die allgemeinen fragen der sprachwissenschaft zu klären gesucht haben, so bleiben sie trotzdem specialforscher, falls wir es nicht etwa vorziehen, sie ohne rücksicht auf ihre fruchtreiche wirksamkeit in der indischen philologie als sprachphilosophen zu bezeichnen. Eins von beiden dürfen sie nur sein, da die vereinigung der sprachphilosophie mit der detailforschung der junggrammatischen schule vorbehalten bleibt und dieser schule zur zierde gereichen muss. Und wenn Schmidt eine neue theorie über die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen aufstellt, und Paul die wesentlichsten

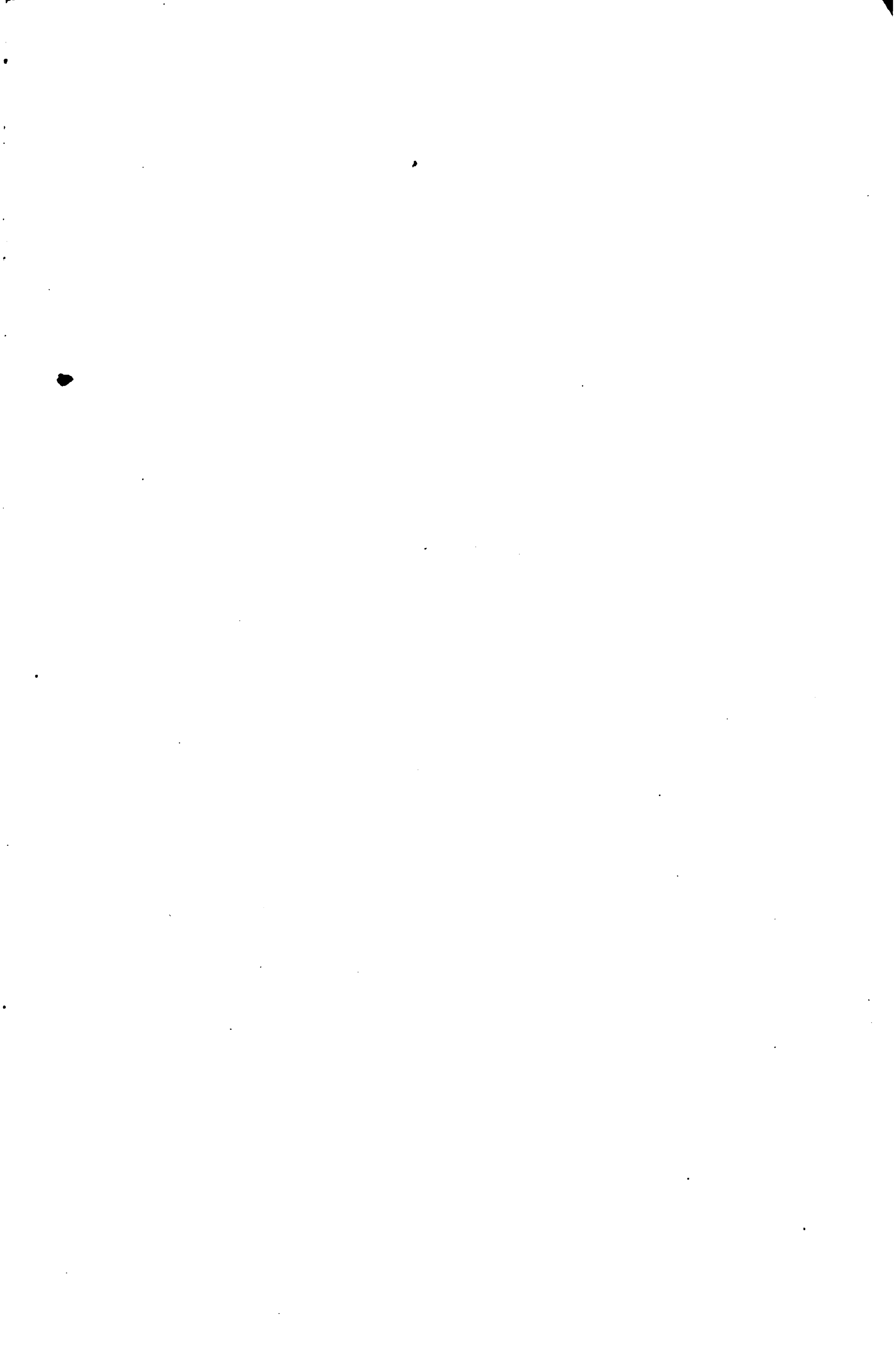
gesichtspunkte dieser theorie — freilich ohne Schmidt zu erwähnen — in seinen „Principien" vorträgt (wobei doch wol nicht viel darauf ankommt, dass Paul sie ihres indogermanischen charakters entkleidet; auch Schmidt hat ja seine theorie nicht nur auf die indogermanische ursprache angewandt, sondern stets da, wo er auf die verwantschaftsverhältnisse von sprachen oder dialekten zu sprechen kam, z. b. Voc. II 178 ff. auf die slavischen und ebd. s. 451 ff. auf die germanischen sprachen), dann haben wir Schmidt als detailforscher gering zu achten und haben Paul die ehre für das, was von Schmidt gefunden und bewiesen ist, in der weise zu geben, dass wir ihn als einen mann feiern, der die detailforschung mit der sprachphilosophie vereinigt.

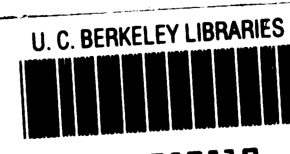
Doch genug der abwehr gegen die übergriffe einer schule, deren führer immer deutlicher die absicht verraten, den lohn für die arbeit, die durch gemeinsames handanlegen der sprachforscher zu stande gebracht ist und zu stande gebracht wird, möglichst sich allein zuzuwenden.

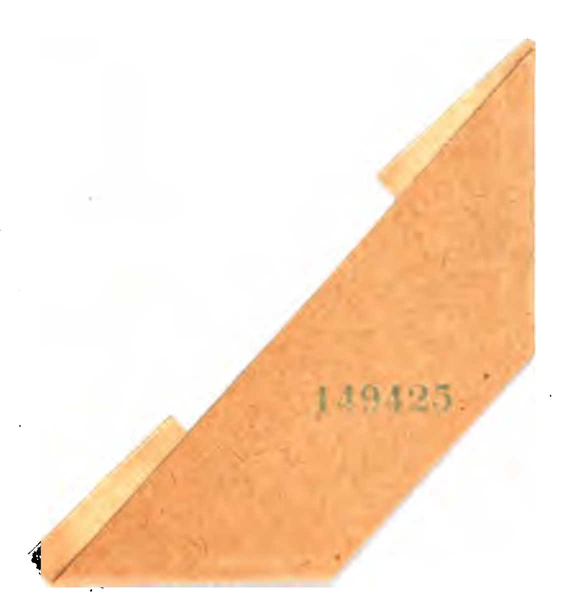
Ich denke, Schmidt wird sich durch das gebahren der junggrammatiker nicht abhalten lassen, ruhig weiter zu gehen auf dem wege, den er in richtiger erkenntnis dessen, was unserer wissenschaft not tut, bisher verfolgt hat. Und ich denke, wir werden auch in zukunft als die eigentliche und dringendste aufgabe der vergleichenden sprachwissenschaft nicht allgemeine methodologische erörterungen, sondern die aufhellung der indogermanischen sprachgeschichte betrachten.

[Dieser aufsatz ist im sommer d. j. 1885 niedergeschrieben und hat inzwischen nur einige gelegentliche zusätze und änderungen erfahren.]

Druck der Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth in Göttingen.




U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046282819


149425

